Erläuterung pädagogischen Novizen kaum verständlich ist, eine immer größere Verbreitung erleben!

Reifende Mädchenseele. Ein Geleitbüchlein für junge Mädchen. Von Wilhelm Friedrich Scholz, Schloßkaplan. Verlag Felician Rauch, Innsbruck 1927.

Die beachtlichen Ausführungen, die gut den rechten Ton treffen, eignen sich trefflich zu still besinnlicher Lektüre.

Die Seele deines Kindes. Eine Einführung in die Seelenkunde für die Mütter, für solche, die es werden wollen, und die es auch im weiteren Sinne als Lehrer und Erzieher sind. Von Dr. Franz Gebh. Metzler, Bregenz. See-Verlag, Höchst, Vorarlberg 1926.

Ein brauchbares und nützliches Büchlein; einige Partien tragen noch zu sehr den Lehrbuch-Charakter an sich.

Mannesberuf. Ein Büchlein für unsere Männerwelt. Von Dr. Franz Gebh. Metzler, Bregenz. See-Verlag, Höchst, Vorarlberg 1926.

Behandelt in anregender Weise das Verhältnis des Mannes zu Gott und zu seinem Berufe.

Auf Höhenpfaden. Ein Büchlein für unsere Jungmännerwelt. Von Dr. Franz Gebh. Metzler, Bregenz. See-Verlag, Höchst, Vorarlberg 1926.

Diese frisch und ansprechend geschriebenen Erwägungen verdienen weite Verbreitung.

Augustinus. **Der erste Religionsunterricht.** Übersetzt und mit einem Auszug aus den Erläuterungen des Fürsterzbischofs Augustin Gruber herausgegeben von F. Auer S. J. Verlag Felician Rauch, Innsbruck 1927. Preis kart. 2,40 Rm.

Des hl. Augustinus Schrift „De catechizandis rudibus", die man die älteste Theorie der Katechese zu nennen pflegt, verdient auch von den Katecheten unserer Tage studiert und durchdacht zu werden. Das Gleiche gilt von den ausgezeichneten Erläuterungen, die Fürsterzbischof Augustin Gruber von Salzburg zu der von ihm besorgten Übersetzung von „De catechizandis" schrieb und 1830 unter dem Titel „Katechetische Vorlesungen" herausgab. In mancher Hinsicht freilich ist Fürstbischof Grubers Werk heute veraltet; er schrieb für seine Zeit. Aber seine Erläuterungen enthalten doch noch soviel wertvolles Gut, daß man es aufrichtig begrüßt, wenn der Versuch gemacht wird, das Bleibende und auch für unsere Zeit Bedeutungsvolle herauszugreifen. Ihn hat unseres Erachtens mit viel Geschick P. Auer in vorliegender Arbeit unternommen.

Der Breslauer Katechetische Lehrgang 1925. Ausführlicher Bericht im Auftrage des vorbereitenden Ausschusses herausgegeben von Domvikar Dr. Ernst Dubowy, Vorsitzender des Breslauer Katechetenvereins und Diözesanvertreter des Deutschen Katechetenvereins. Gr. 8°. Verlagsbuchhandlung Franz Goerlich, Breslau 1926. Preis brosch. 6 Rm., geb. 7,50 Rm.

Ein Kursbericht, der weit über die Reihen der mehr als tausend Teilnehmer hinaus Interesse, Beachtung und Studium verdient! Das Kursprogramm war so angelegt, daß am Anfang ein Referat über „Die Persönlichkeit des Katecheten" (Kardinal Bertram, Breslau) stand. — Daß man dieser zu Unrecht oft vernachlässigten Frage Aufmerksamkeit schenkte, ist sehr zu begrüßen. — Der didaktischen und pädagogischen Gestaltung des Religionsunterrichtes nach der grundsätzlichen Seite waren drei Referate gewidmet; sie befaßten sich mit dem Wesen des religionspädagogischen Wertes und seinem Hineinbilden in den Zögling (Lehrer Kautz, Hamborn), sie erörterten die Grenzen des Arbeitsschulgedankens im Religionsunterricht (Msgr. Götzel, München), und legten die Überlegenheit eines lebensvollen biblischen Unterrichtes über die Lebenskunde des weltlichen Moralunterrichtes dar (Schuldirektor Bergmann, Dresden). Eingehende Behandlung in besonderen Referaten wurde folgenden Einzelaufgaben des katholischen Religionsunterrichtes zuteil: Die Durchführung des Leitgedankens im Religionsunterricht

des ersten Abschlußjahres von den Sommerferien bis Oktober (Seminar-Prorektor Volkmer, Liebenthal), Einführung der Kinder in das Verständnis der hl. Messe (Kanonikus Minichthaler, Piesting bei Wien), Die Behandlung des sechsten Gebotes auf der Unter- und Mittelstufe (Rektor Wiesner, Breslau), Die Behandlung des sechsten Gebotes auf der Oberstufe (Pfarrer Kaleve, Breslau). — Daß man auf einem katechetischen Kurs in Breslau der besonderen Aufgaben der Diaspora-Schule gedachte, ist zu verstehen. Sie waren berücksichtigt mit folgenden Referaten: Stoffauswahl für den Religionsunterricht in Schulen mit katholischen Minderheiten (Erzpriester Bahr, Hemmersdorf), Stoffverteilungsplan für den Religionsunterricht in der Diaspora (Domvikar Dr. Dubowy, Breslau), Zur Methodik des Religionsunterrichtes in der Diaspora (Domkapitular Dr. Piontek, Breslau). — Die Kursleitung hatte gut daran getan, auch eine Ausstellung von Lehrmitteln und eine Ausstellung von katechetischer Literatur zu veranstalten. Mittelschullehrer Schneider gab Lichtbildervorführungen für den Religionsunterricht und führte durch die Ausstellung von Lehrmitteln für den Religionsunterricht. Das Programm sah nur zwei Lehrproben für die Oberstufe vor: Achab und Nabot: Habsucht führt zu Greueltaten (Schuldirektor Bergmann, Dresden) und Der Pharisäer und Zöllner: Falsche und wahre Gesinnung gegen Gott und den Nächsten (Lehrer Kautz, Hamborn). — Es ist unmöglich, im Rahmen einer kurzen Besprechung die große Zahl der Referate zu würdigen. Nur ein Gesamteindruck sei wiedergegeben: Die einzelnen Referate stehen auf bemerkenswerter Höhe. Wer den Kursbericht aufmerksam studiert, wird belohnt durch eine sachkundige und kritische Beleuchtung der zur Zeit am stärksten diskutierten katechetischen Fragen. — Die in ihrer Prägnanz, Klarheit und Tiefe meisterliche Ansprache des Breslauer Kardinals über die Persönlichkeit des Katecheten ist auch in den Katechetischen Blättern veröffentlicht.

Comes catecheticus. Literarischer Wegweiser für Katecheten und Katechetiker. Herausgegeben im Auftrage des Deutschen Katechetenvereins von Georg Schreiner, städt. Anstaltspfarrer. 124 S. Verlag Kösel & Pustet, München 1928. Preis geb. 2,70 Rm.

Man muß es als einen bedauerlichen Mißstand bezeichnen, daß fast alle unsere religionspädagogischen Zeitschriften kein Generalregister haben, und es ist außerordentlich zu begrüßen, daß der Deutsche Katechetenverein seinen Bibliothekar beauftragt hat, von den zahlreichen in der Bibliothek des Katechetenvereins stehenden Bänden religionspädagogischer Zeitschriften ein solches herzustellen. Dieser Auftrag wurde auf dem Vertretertag des Deutschen Katechetenvereins in Würzburg (Ende Dezember 1925), wo der Bibliothekar über die damals nahezu fertiggestellte Arbeit referierte, dahin erweitert, daß bei den einzelnen Stichwörtern nicht nur die Zeitschriftenliteratur vermerkt werden möchte, sondern auch Arbeiten monographischer Art. — Pfarrer Schreiner legt nun das Ergebnis seiner mühevollen Arbeiten vor, für das man ihm den herzlichsten Dank schuldet. Für die Zeitschriften hat er als zeitliche Grenze nach oben das Jahr 1900 angesetzt, „bei der monographischen Literatur konnte naturgemäß diese Grenze nicht so genau eingehalten werden, namentlich soweit es sich um sogenannte Standardwerke handelt, die den Wechsel der Zeiten in mehreren Auflagen überstanden haben". Zur Empfehlung dieser langersehnten Hilfe (für Theoretiker wie für Praktiker bedeutsam) braucht man kein besonderes Wort zu sagen.

Trier. Weiler.

EINGESANDTE SCHRIFTEN

Bücher sind nur an die Schriftleitung des Pastor bonus, Trier, Priesterseminar, zu senden. Besprechung erfolgt nach Möglichkeit; eine Verpflichtung wird nur bei angeforderten Büchern übernommen

Bartmann, Dr. B.: Die Schöpfung. Gott — Welt — Mensch. Gemeinverständlich dargestellt. Auf Dickdruckpapier. 208 Seiten. Broschiert 3,50 Rm., gebunden in Leinen 4,80 Rm. Bonifacius-Druckerei, Paderborn 1928.

Baudot, P., S. J.: Evangelien-Betrachtungen über das Leben unseres Herrn Jesu Christi. Freie Übersetzung aus dem Französischen. Drei große Bände in Gebetbuch-Format, je nach Einband: 3,50 Frs., 2,80 Rm. bis 6,80 Frs., 5,45 Rm. Auch in zehn kleinen Bändchen zu beziehen, je nach Umfang: 1,— Fr., 0,80 Rm. bis 1,50 Frs., 1,20 Rm. Kanisiuswerk Freiburg, Schweiz und Konstanz, Baden.

Bauer, Prof. Dr. G. Lorenz, Dillingen a. D.: Der Altar und seine Ausstattung nach Auffassung und Anordnung der Kirche. (Sonderdruck aus Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge, 1928, Heft 2.) L. Schwann, Düsseldorf.

Beuter, Pfarrer J. B.: Die tägliche Krankenvisite des Hausgeistlichen an den Heil- und Pflegeanstalten. Anstaltsseelsorge. Verband der katholischen Kranken- und Pflegeanstalten, Freiburg 1928. 47 Seiten. Broschiert 1,50 Rm.

Bierbaum, P. Athanasius, O. F. M.: Pusillum. Bündige Priesterbetrachtungen für Reise und Haus. Vier Bändchen. 203; 194; 263; 230 Seiten. Gebunden in Ganzleinen 12 Rm. Verlag der Franziskus-Druckerei, Werl i. W. 1928.

Biese, Prof. Dr. Reinhold, Geheimer Studienrat: Wie entstand der christliche Kirchenglauben? Verlag Kurt Vieweg, Leipzig 1928. 37 Seiten. Geh. 1,— Rm.

Brauer, Theodor: Ketteler. Der deutsche Bischof und Sozialreformer. In Ganzleinen gebunden 4,80 Rm. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 36 und Berlin-Leipzig.

Braun, Johannes: Lesertyp und Sachkatalog. Zwei Referate des 15. Kursus für Leiter und Mitarbeiter von Volksbüchereien in Bonn.

Braun, Johannes: Die Volksbibliothek auf dem Lande. Eine Zusammenstellung geeigneter Literatur, herausgegeben von der Buchberatungsstelle des Borromäusvereins. Bonn 1927.

Braun, Johannes: Unser Weg. Vorträge des 15. Kursus für Leiter und Mitarbeiter von Volksbüchereien des Borromäusvereins. Verlag des Borromäusvereins, Bonn 1928.

Bromboszcz, Dr. Teofil: Die Einheit des Johannesevangeliums. Ksiegarnia i Drukarnia Katolika, Sp. Akc. Katowice, 1928. 8°. 251 Seiten.

Celerin, P. Kapuziner: Büchlein von den Pflichten der Vorstehung des 3. Ordens des hl. Franziskus. Dritte Auflage. Bregenz 1928, J. N. Teutsch. 77 S. 0,50 Rm.

Cremer, Fr. X., S. J.: Hoffe und vertraue. Vierte, verbesserte Auflage. (16.—20. Tausend.) Verlag R. van Acken, Lingen-Ems 1928.

David, Emmerich: Vorgeschichte und Geschichte des Priesterkollegiums am Campo Santo. Mit einem Bericht über die Feier seines fünfzigjährigen Bestehens. Lex.-8° (VI u. 74 S.; 4 S. Tabellen; ein Titelbild, 7 Tafeln). Freiburg im Breisgau 1928, Herder. 1,50 Rm.

Dürr, Karl: Führer durch die Sozialversicherung auf Grund der neuesten Bestimmungen der Reichsversicherungsordnung, des Angestelltenversicherungsgesetzes und des Gesetzes über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung (Stand vom 1. Juli 1928). Caritasverlag, Freiburg i. B. 1928. 8°. 55 S. 1,50 Rm.

Einkehr. Winke und Weisungen, Andachten, Lesungen und Lieder für die Tage der Exerzitien. 144 Seiten. Verlag des Exerzitienhauses, Wien XIII$_1$, Lainzerstraße Nr. 138. Preis steif kart. 1,60 S., 1,— Rm.

Die Einkehr. Zeitschrift für innerliche Menschen. 4. Jahrgang, Augustheft 1928. Von Franz Lehner. Jährlich 4,— Rm. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Fischer, P. Hermann, S. V. D.: Exerzitien in Steyl seit 50 Jahren. 48 Seiten. Missionsdruckerei Steyl, Post Kaldenkirchen 1928. Preis 0,30 Rm.

Fischer, Zyrill, Franziskanerpater: Heilandsfeinde als Kinderfreunde. Klein-Oktav. 104 Seiten. Kart. 1,— Rm. Bei portofreier Zusendung 1,15 Rm. Franziskus-Druckerei, Werl i. W.

Franzen, Friedr., P. S. M.: Werden und Reifen einer ringenden Seele. 224 Seiten. Preis gebunden 3,50 Rm. Verlag der Kongregation der Pallottiner, Limburg a. d. Lahn.

Gickler, Johannes, Diözesanpräses: „Wir Katholiken und der Wohnungsbau". 8°. (20) 0,30 Rm. Volksvereins-Verlag, M. Gladbach 1928.

Goettsberger, Dr. Johann, Professor an der Universität München: Einleitung in das Alte Testament. Mit 12 Bildern auf 4 Tafeln. (Herders Theologische Grundrisse.) Gr. 8° (XVIII u. 522 Seiten). Freiburg im Breisgau 1928, Herder. 16 Rm.; in Leinwand 18 Rm.

Goettsberger, Dr. Joh.: Das Buch Daniel, übersetzt und erklärt. (Die Hl. Schrift des A. T. VIII, 2.) 8°. 104 S. Broschiert 3,50 Rm.; geb. 4,80 Rm. Verlag P. Hanstein, Bonn 1928.

Ibscher, P. Fortunat, O. S. B.: Die heilige Geschichte des Neuen Testamentes. 83 vollständig ausgeführte Bibelkatechesen für Mittel- und Oberstufe der Volkshauptschule. Mit kirchl. Druckgenehmigung. — 8° (XII und 460 S.). Broschiert 9,— Rm.; Halbleinen gebunden 11,— Rm. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Johner, P. Dominikus, Benediktiner von Beuron: Die Sonn- und Festtagslieder des Vatikanischen Graduale, nach Text und Melodie erklärt. Klein 8°. XII und 522 Seiten. Ungebunden 6.50 Rm. In Leinenband 8,50 Rm. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1928.

Krebs, Engelbert: Um die Erde. Eine Pilgerfahrt. 8°. 620 Seiten. Mit Bildern und 2 Karten. Brosch. 12,— Rm.; geb. 15,— Rm. Verlag der Bonifacius-Druckerei, Paderborn 1928.

Kalender: Antonius-von-Padua-Kalender 1929. Jahrbuch des Franziskaner-Missionsvereins in Bayern und der Armee des Hl. Kreuzes. Landshut, Solanushaus. Preis 50 Pfennig.

Caritaskalender 1929. Herausgegeben vom Deutschen Caritasverband. Freiburg i. B. Preis 80 Pfennig.

Claver-Missionskalender 1929. Preis 50 Pfg.

Jugend-Missionskalender 1929 (früher „Kinder-Missionskalender), XXI. Jahrgang. Herausgegeben von der St.-Petrus-Claver-Sodalität. 64 Seiten Kleinoktav, mit einer Kunstdruckbeilage: Papst Pius XI., der große Missionspapst. Preis 25 Pfg.

Knecht, August, Dr. theol. et iur. utr., Universitätsprofessor in München. Handbuch des katholischen Eherechts. Auf Grund des Codex Iuris Canonici und unter Berücksichtigung des Bürgerlichen Eherechts des Deutschen Reiches, Österreichs, Ungarns, der Tschechoslowakei und der Schweiz bearbeitet. Gr. 8° (XII u. 812 S.). Freiburg im Breisgau 1928, Herder. 29,60 Rm.; in Leinwand 32 Rm.

Koester, Wilhelm, S. J.: Die Idee der Kirche beim Apostel Paulus, in ihren Grundlinien dargestellt. (Neutestamentliche Abhandlungen, hrsg. von Prof. Dr. M. Meinertz, Band 14, Heft 1). Aschendorff, Münster, 1928, XIII u. 74 S. 3,30 Rm.

Lavaud, Benoit, O. P.: Jean de Saint-Thomas, Introduction à la Théologie de Saint Thomas Explication de l'ordre et de l'enchainemen. des Traités et questions de la Somme. Paris 1928, André Blot, Editeur. VIII et 475 p.

Lenfant, L. A., Evêque de Digne: Une Méditation pour chaque jour. 12°. 40 p. P. Téqui, Paris VI, 1928. Prix 1 franc.

Leufkens, Joseph: Briefe und Schriften des heiligen Aloisius Gonzaga, nach der italienischen Ausgabe von P. Enrico Rosa S. J. übertragen und bearbeitet. 8°. 1927. 253 Seiten. Preis: Broschiert 5.— Rm.; Ganzleinen 6,80 Rm. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München.

Möhler, Johann Adam: Band I: Gesammelte Aktenstücke und Briefe. Mit einem Bildnis Möhlers. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. theol. et phil. Stephan Lösch, Privatdozent an der kath.-theol. Fakultät der Universität Tübingen. 8°. 552 Seiten. Brosch. 17,— Rm.; Ganzleinen 19,50 Rm. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München.

Muckermann, Dr. Hermann, Leiter der Abteilung Eugenik am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie zu Berlin: Rassenforschung und Volk der Zukunft. Ein Beitrag zur Einführung in die Frage vom biologischen Werden der Menschheit. 1928. Gr. 8°. Kart. 2,50 Rm. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin S. W. 68.

Müller, Dr. Franz: Franz Hitze und sein Werk. Ein Lebensbild des großen deutschen Sozialpolitikers. Mit 5 Abbildungen. In Ganzleinen gebunden 7,50 Rm. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 36 und Berlin-Leipzig.

von Nell-Breuning, Professor Dr. Oswald, S. J.: „Wege des Bausparens — Wege aus der Wohnungsnot". 8° (12). 0,20 Rm. Volksvereins-Verlag, M. Gladbach 1928.

Obendorfer, Andreas, Prediger bei St. Emmeram in Regensburg: Gottessaat und Seelenernte. Eine Sammlung von 52 Gelegenheits-Predigten und Vorträgen. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Gr. 8° (VIII und 356 Seiten). Broschiert 7,— Rm.; in Originalhalbleinenband 9,— Rm. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.

Piel, Dr. Karl: Frohe Ferien. Die Ferienspiele und Wanderungen mit unserer Volksschuljugend. (Heft 6 der Schriftenreihe „Wege und Winke zur Schulpflege".) 16 S. 0,60 Rm. Verlag der Katholischen Schulorganisation Deutschlands, Düsseldorf.

Richaud: Veillées de Prière. Troisième Edition. 12°. 142 p. P. Téqui, Paris VI, 1928. Prix 5,— fr.

Rumpf, Dr. A.: Jugendschriften. Eine Auswahl für die Jugendbücherei, zusammengestellt von der Buchberatungsstelle des Borromäusvereins. Bonn 1928.

Schilgen, Hardy, S. J.: Im Dienst des Schöpfers. Ein Buch über die Ehe für kath. Braut- und Eheleute. 11×17 cm. 96 Seiten. 136.—140. Tausend. Verlagsbuchhandlung Joseph Bercker, Kevelaer.

Schlund, P. Erhard, O. F. M.: Die katholische Aktion. Materialien und Akten. 8°. 142 Seiten. Steif geheftet 4,50 Rm. Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet, München.

Schmitt, Jakob, S. J.: „Weiter empor". Aloisianische Sonntage. 2. Auflage, 111 Seiten. Verlagsbuchhandlung Joseph Bercker, Kevelaer 1928. Brosch. 0,40 Rm.; geb. 0,80 Rm.

Schneider, Dr. Egidius: „Der Landarbeiter-Wohnungsbau". 8° (24). 0,30 Rm. Volksvereins-Verlag, M. Gladbach 1928.

Sierp, Walter, S. J.: Ein Apostel des innern Lebens Wilhelm Eberschweiler S. J. Zweite, vermehrte Auflage (4.—6. Tausend). Mit 7 Bildern. Herder & Co., Freiburg i. B. 1928.

Steiger, Hans: Hitler-Lieder. Deutscher Revolutionsverlag, Berlin 1928. Geh. 1,60 Rm.

Ströbele, Georg: Katechetische Predigten. I. Band: Gnadenlehre. Mit Druckerlaubnis des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Rottenburg. Verlagsbuchhandlung Karl Ohlinger, Bad Mergentheim. Format 13,5×19,5 cm. 256 Seiten. Preis brosch. 4.— Rm.; geb. 5,20 Rm.; Halblederband 7,60 Rm.

Terhunte, P. H. J.: Kardinal Lavigerie, ein Apostel Afrikas. 1.—4. Tausend. Druck und Verlag Missionshaus Sittard, Post Wehr. 43 Seiten. Brosch. 80 Pfg.

Theresienstimmen. 3. Jahrgang, Augustheft 1928. Schriftleiter: Pfarrer Dr. Franzmathes. Jährlich 3,— Rm. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Thieme, Karl: Scribisne litterulas latinas? Kleine moderne Korrespondenz in lateinischer Sprache (mit gegenüberstehendem deutschen u. lateinischen Text). Vierte, durchgesehene Auflage. 1928. Kartoniert 2,50 Rm. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin S. W. 68.

Tillmann, Fritz: Die Heilige Schrift des Neuen Testamentes. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Taschenausgabe. 12° (10.5×16 cm). 1928. 870 Seiten. Preis gebunden in Ganzleder 12.— Rm.; Ganzleinen 7,— Rm. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München.

Tischler, P. Franz, O. M. Cap.: Lehr- und Gebetbuch für die Terziaren des hl. Franziskus. Neu herausgegeben von P. Thomas Villanova Gerster. 307.—318. Tausend. Bregenz 1928. J. N. Teutsch. 794 Seiten. Geb. 3,60 Rm.

Mit kirchlicher Druckerlaubnis.

PASTOR BONUS

Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und Praxis

KIRCHL. INST.

HERAUSGEGEBEN VON DEN PROFESSOREN DES BISCHÖFL. PRIESTERSEMINARS IN TRIER

39. JAHRGANG **6. Heft** NOVEMBER 1928

VERLAG DER PAULINUS-DRUCKEREI TRIER

INHALT

Abhandlungen:

Der heilige Paulus und die Frauenmode in Korinth / Prof. Dr. P. Ketter, Trier 401
Gebt dem Volke die Gebete der Kirche / Studienrat Dr. Wickert, Trier 415
Wie eine Kirchenmalerei beschaffen sein soll. Eine Kritik von Dr. G. Ischanus, L. 422
Donatus als rheinischer Gewitter- und Feuerpatron / Prorektor Andreas Schüller, Boppard 433

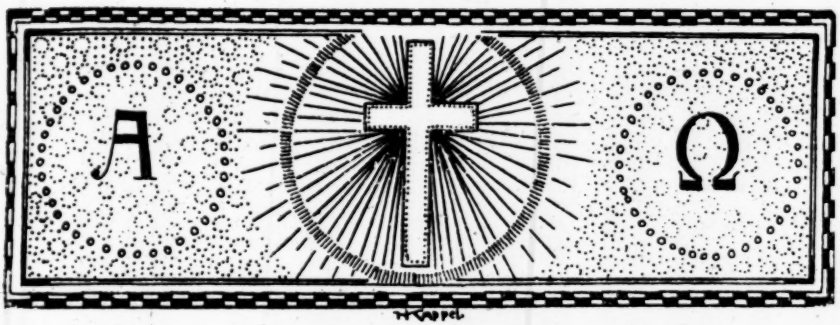
Mitteilungen:

Zur Geschichte der volkswirtschaftlichen Studienrunden / Dr. jur. Oskar Meister, Graz 447
Das erste Koblenzer Priesterseminar (1585) / Dr. Reitz, Koblenz . 452

Bücherbesprechungen:

Philosophie: Ueberweg-Geyer, Die patristische und scholastische Philosophie — Kraus, Die Lehre des Johannes Duns Skotus / Joseph Lenz, Trier . . 458
Kirchengeschichte: Maurer, Der hl. Franz Xaver — Faßbinder, der „Jesuitenstaat" in Paraguay — Metzler, Der hl. Petrus Canisius und die Neuerer seiner Zeit — Fischer, Veit Trotmann von Wending u. a. / Schuler, Trier 459
Fundamentaltheologie und Religionswissenschaft: Streit, Die katholische Weltmission — Heigl, Religionsgeschichtl. Methode und Theologie — Haendly, Religiöse Zeitgedanken u. a. / Johann Lenz, Trier 464
Neues Testament: Zahn, Grundrisse — Tillmann, Die Heilige Schrift des Neuen Testamentes — Vogels, Übungsbuch zur Einführung — Bardenhewer, Der Brief des hl. Jakobus u. a. / Ketter, Trier 465
Altes Testament: Storr, Das Frömmigkeitsideal der Propheten — Storr, Die Frömmigkeit im Alten Testament — Eberharter, Die vorexil. Propheten — Theis, Das Land des Paradieses / Theis, Trier 468
Pädagogik, Katechetik, Homiletik: Schuwerack, Die Privatschule — Löffler, Das deutsche Fortbildungsschulwesen / Weiler, Trier 469
Bourchany, Entretiens sur la Vie Religieuse — Bentele, Von Ostern bis Pfingsten u. a. / Kiefer, Luxemburg 469
Moraltheologie: Aertnys, Theologia moralis / van Acken, Saarlouis 473
Marc-Gestermann, Institutiones morales — Vermeersch, Theologiae moralis Principia, Responsa, Consilia / Hamm, Trier 474
Aszetik: Preces — Gonsidine, Frohes Gehen zu Gott — Bierbaum, Pusillum / Ketter, Trier 475
Verschiedenes: Lenz, Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit / Weiler, Trier 476
Denzinger, Enchiridion — Mitzka, Die Glaubenskrise / Ketter, Trier . . 476
Eingesandte Schriften 477

Die Zeitschrift „Pastor bonus" erscheint jährlich sechsmal. — Der Bezugspreis für den ganzen Jahrgang beträgt 8,— Goldmark. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, sowie der Verlag der Paulinus-Druckerei GmbH. in Trier (Postscheckkonto Köln Nr. 35 203 und Saarbrücken 4046) entgegen. Bereits erschienene Hefte werden nachgeliefert. — Alle für die Schriftleitung bestimmten Zuschriften und Büchersendungen sind zu richten an die Schriftleitung des „Pastor bonus" in Trier (Bischöfliches Priesterseminar). — Den Versand und den Zahlungsverkehr, ebenso auch den Anzeigenteil, besorgt die Paulinus-Druckerei GmbH. in Trier.



DER HEILIGE PAULUS UND DIE FRAUENMODE IN KORINTH.

1 Kor 11,2—16.

Von Professor Dr. P. Ketter, Trier.

I.

Die junge Christengemeinde zu Korinth hatte eine Reihe von Anfragen an ihren Gründer, den Apostel Paulus, gerichtet, als er in Ephesus weilte. Der Beantwortung dieser Fragen im zweiten Teile des ersten Korintherbriefes verdanken wir wertvolle Aufschlüsse über urchristliches Gemeindeleben. Diese Kapitel voll bunter Mannigfaltigkeit gewähren uns aber ebenso tiefe Einblicke in die Seele des Völkerapostels, der wie ein Vater um das Heil seiner Kinder besorgt ist, Anteil nimmt an allem, was sie bewegt, und sich keine Mühe verdrießen läßt, um die Pflanzung in Korinth von Auswüchsen zu reinigen und ihr Wachstum im Herrn zu fördern, bald durch unerbittliche Strenge, bald durch herzliche Warnung und Mahnung.

Den verantwortlichen Hütern des christlichen Lebens in Korinth machte es unter anderem schwere Sorge, daß ein Teil der weiblichen Mitglieder der Gemeinde einer neuen Kleidermode huldigte, die beim Gottesdienst großes Aufsehen erregte und die Gemüter verwirrte. Die Frauen erschienen nämlich gegen alle Sitte und Gewohnheit ohne Schleier bei den gottesdienstlichen Versammlungen. Das scheint uns heute eine ziemlich belanglose Sache zu sein, wenigstens nach unseren einheimischen Gebräuchen. Die Kirche paßt sich ja, wenn keine höheren Güter auf dem Spiele stehen, den jeweiligen Sitten der Völker an, sogar in der Kleidung des Klerikers[1]. Aber auf jene Modeerscheinung in Korinth und deren Regelung durch Paulus dürfte es zurückzuführen sein,

[1] Can. 136 § 1 Cod. Jur. Can.

daß heute noch in vielen Ländern, besonders in den romanischen, keine Frau ohne Kopfbedeckung die Kirche betritt. Mag die Verhüllung des Hauptes auch noch so primitiv sein und nur in einem Tüchlein bestehen, das über den Kopf gelegt wird, wie man es in Italien oft beobachten kann, sicher ist, daß dort die Frauen das Empfinden haben, es schicke sich nicht, mit bloßem Haupte im Gotteshause zu erscheinen. Fremde erregen darum zuweilen Anstoß, wenn sie sich nicht an diese Sitte halten. Wollen Frauen an einer Audienz beim Heiligen Vater teilnehmen, so ist bis zur Gegenwart der Schleier vorgeschrieben. Auch diese Vorschrift dürfte mit den Ausführungen des hl. Paulus 1 Kor 11, 2—16 in Zusammenhang zu bringen sein, während besonders für unsere Verhältnisse gilt, was Urban Holzmeister S. J. zu dem Gebot des Schleiertragens in Korinth bemerkt: „Von der Anweisung des Apostels ist das eine übriggeblieben, daß der Frau in der Kirche jede, auch die unschönste und von der schlimmsten Modeverirrung ersonnene Kopfbedeckung gestattet ist, während der Mann im Gotteshause barhäuptig zu erscheinen hat[2]"

Ob die neuerungssüchtigen Christinnen zu Korinth die Mehrheit der Frauen hinter sich hatten, oder ob es nur einzelne Frauenrechtlerinnen waren, geht aus den Worten des Apostels nicht hervor. Sie begründeten zweifellos ihren Bruch mit der Vergangenheit und mit der bei Juden wie Heiden damals herrschenden Sitte des Schleiertragens, indem sie auf die veränderte Stellung des Frauengeschlechtes im Christentum hinwiesen. Christus hatte ja gerade das Frauengeschlecht aus den unwürdigen Fesseln befreit, die es im Heidentum und auch großenteils im Judentum trug. War bis dahin die Frau nur als Weib, als Geschlechtswesen, bewertet und selbst im religiösen Leben sehr benachteiligt worden, so hatte Jesus der Frau das volle Recht der religiösen Persönlichkeit wiedergegeben. Er machte keinen Unterschied in der Bewertung der Einzelseele nach dem Geschlecht, ließ beiden Geschlechtern in gleichem Maße die Heilsgnaden zukommen und öffnete allen den Zugang zum Gottesreiche.

Christi größter Jünger, der Apostel Paulus, hat ganz im Sinne seines Meisters die Lehre verkündet, daß vor Gott keine nationalen, keine sozialen und keine sexualen Unterschiede gelten, daß also die Frau dem Manne nicht nachzustehen braucht in der Teilnahme an den Gütern der Erlösung: „Ihr alle seid ja Gotteskinder durch den Glauben in der Gemeinschaft mit Christus Jesus. Ihr habt nämlich allesamt, soweit ihr auf Christus getauft

[2] Frauenrechte und Neues Testament. In: Stimmen der Zeit 103 (1922) 54.

worden seid, Christus angezogen. Darin hört der Unterschied auf zwischen Juden und Heiden, zwischen Sklaven und Freien, zwischen Mann und Weib; denn ihr alle seid eins in Christus Jesus[3]." Diese Frohbotschaft wird Paulus auch in Korinth gepredigt haben, als er dort die Christengemeinde gründete.

Wir müssen uns die unwürdige Lage des Frauengeschlechtes der damaligen Zeit vergegenwärtigen, um zu verstehen, was das bedeutete, daß nun im Christentum Mann und Frau vor Gott gleichberechtigt dastanden, während die jüdischen Rabbinen erklärten: „Man soll die Thora lieber verbrennen, als sie einer Frau übergeben," und der gläubige Israelit in seinem Morgengebet sich an Jahwe wandte mit den Worten: „Gelobt seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der mich nicht als Weib erschaffen hat." Selbst dem hochgebildeten Griechen war die Gattin nicht gleichberechtigte Lebensgefährtin, sondern dazu da, den Haushalt zu besorgen und Kinder heranzuziehen. Es ist darum begreiflich, daß gerade in Korinth die christlichen Frauen zu weit gingen in ihrer Freude über die erworbene religiöse Freiheit. Sie wollten auch nach außen Gleichwertigkeit mit den Männern kundgeben. Wenn in Christus der Unterschied zwischen Mann und Frau nach der Lehre des Gründers der korinthischen Gemeinde aufgehört hat, was hatte es dann noch für einen Sinn, an überlebten Sitten festzuhalten und den Frauen zuzumuten, nur mit verhülltem Haupte beim Gottesdienst zu erscheinen, während die Männer von dieser lästigen Vorschrift frei waren? Hieß das nicht, im Verkehr mit Gott wieder heidnische und jüdische Unterscheidungen gelten lassen? Die neue Mode erwuchs also aus dem Vollgefühl der religiösen Freiheit der korinthischen Christinnen, wobei sie sich wohl nicht bewußt waren, daß sie den häufigen Fehler frauenrechtlerischer Bestrebungen begingen, indem sie die Begriffe gleichwertig und gleichartig verwechselten. Jedenfalls genügte die Autorität der Gemeindeältesten nicht, um die Frauen zu bewegen, sich der Sitte des Schleiertragens wieder zu unterwerfen. Daher der Appell an die Instanz des Apostels, vielleicht von beiden Seiten, von Männern und Frauen an ihn gerichtet.

II.

Paulus hielt diese Modefrage für wichtig genug, um als oberster Hirte der Christengemeinde zu Korinth Richtlinien zu geben, wie sich christliche Frauen darin zu verhalten hätten. Nicht zuletzt durch diesen Umstand, daß hier ein Apostel sich um einen Streit wegen der Frauen-

[3] Gal 3,26—28.

mode kümmert und ernste Worte darüber schreibt, gewinnt der betreffende Abschnitt eine reizvolle, zum Nachdenken stimmende Gegenwartsbedeutung.

In einer geschickten captatio benevolentiae, wie er sie öfter anwendet, wenn er mahnen oder tadeln muß, bringt Paulus zunächst die Korinther in die notwendige Seelenverfassung: „Lobend erkenne ich es an, Brüder, daß ihr in allen Stücken meiner eingedenk seid und euch an die Weisungen haltet, die ich euch gegeben habe." Das klingt fast so, als stehe der Apostel auf der Seite der christlichen Frauen, die mit der Botschaft von der Freiheit des Christenmenschen ernst machten, indem sie wie die Männer beteten und prophetisch redeten. Aber gleich macht Paulus darauf aufmerksam, daß mit der religiösen Gleichberechtigung nicht jede Unterordnung aufgehört hat und darum auch gewisse äußere Zeichen der Unterordnung nicht in Wegfall kommen dürfen. Unter Benutzung der bekannten Metapher vom Haupt als dem Lenker des Leibes weist er darauf hin, daß weder der christliche Mann noch Christus selbst unumschränkte Herren des eigenen Willens seien. Beide haben ihr Haupt, dem sie unterstehen. Das ist für den Mann Christus, für Christus Gott: „Ihr sollt aber wissen: jedes Mannes Haupt ist Christus; das Haupt der Frau ist der Mann; das Haupt Christi ist Gott." Hätten also die Frauen kein Haupt über sich, dem sie sich unterordnen, so würden sie gerade dadurch aus der christlichen Ordnung herausfallen und eine Ausnahme bilden, nicht aber durch die freie Unterordnung unter den Willen ihres Hauptes, ihres Ehemannes.

Paulus macht also in diesen Worten, wenn sie recht verstanden werden, die Frauen keineswegs zu minderwertigen Geschöpfen im Reiche der Gnade oder auch nur in ihrem persönlichen Verhältnis zu Christus, dem Erlöser beider Geschlechter. Die allgemeinen und die persönlichen religiösen Rechte der Frau stehen hier gar nicht zur Diskussion. Als Glied des Corpus Christi mysticum, der Kirche, als Rebzweig am Weinstock, der Christus selber ist, nimmt die Frau ebenso wie der Mann an den Gnaden teil, die den Gliedern vom Haupte, den Reben vom Weinstock zuströmen. In dieser Ordnung ist Christus nicht weniger das Haupt der Frau, wie er das Haupt des Mannes ist. Aber wie die Erlösung nicht die physischen Geschlechtsunterschiede aufhebt, so beseitigt die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Erlösten auch nicht die soziale, hierarchische und liturgische Ordnung im christlichen Gemeindeverband und ihrem Gottesdienst.. Da geht alles durcheinander, wenn jeder tut, was ihm recht dünkt, und in Mißachtung der überlieferten Sitte keine Unterordnung gelten läßt. Durch die Bezeichnung des Mannes als Haupt des

Weibes „leistet Paulus der Gewalttat und Eigensucht des Mannes keinen Vorschub. Mit dieser ist es für immer und gänzlich vorbei, so wie er an Christus sein Haupt hat. Vielmehr beschreibt uns hier Paulus die ganze Zartheit, Fülle und Innigkeit einer rechten christlichen Ehe dadurch, daß er die Gemeinschaft zwischen dem Mann und der Frau derjenigen vergleicht, die der Mann mit Christus hat, und vollends derjenigen, in der Jesus mit dem Vater steht. Das sind nicht erniedrigende Knechtsverhältnisse, nicht ein erzwungener Dienst, sondern das ist echte Liebe mit ihrer ganzen Freiheit und Seligkeit . . .[4]."

Diese grundsätzliche Darlegung wendet nun Paulus auf die äußere Haltung von Mann und Frau beim Gottesdienst an: „Jeder Mann, der beim Beten oder Weissagen sein Haupt verhüllt, schändet sein Haupt. Jede Frau dagegen, die mit unverhülltem Haupte betet oder weissagt, schändet ihr Haupt; denn sie stellt sich auf eine Stufe mit einer Geschorenen." Der Ausdruck „schändet sein (ihr) Haupt" ist beidemal doppelsinnig und kann sich auf den Kopf also solchen oder auf Christus als Haupt des Mannes und den Mann als Haupt der Frau beziehen. Der Mann soll sich also bei der religiösen Betätigung im Gemeindegottesdienst nach Sitte und Gewohnheit männlich zeigen und nicht nach Frauenart eine Kopfbedeckung tragen, sonst tut er sich selbst oder Christus als seinem Haupt Schmach an. Umgekehrt bei der Frau. Bei ihr forderte damals die Sitte das Schleiertragen, nicht nur im Judentum, auch im Heidentum. Eine jüdische Frau durfte sich außerhalb des Hauses nur mit verhülltem Haupte zeigen, eine Sitte, die heute noch im Orient vielfach beobachtet wird. Worin die Kopftracht bestand, ist nicht mehr genau festzustellen. Ging die jüdische Frau mit unverhülltem Haupte aus, so war das etwas so Anstößiges, daß ihr Mann ihr deshalb ohne Auszahlung der Hochzeitsverschreibung den Scheidebrief ausstellen durfte. Einer Frau gewaltsam die Kopfbedeckung abzunehmen, galt als strafbare Beleidigung. Nach Num 5, 18 wurde einer des Ehebruchs verdächtigen Frau durch den Priester das Haupt entblößt. Sie zählte nicht mehr zu den ehrbaren Frauen. Die talmudischen Schriften wissen als Beispiel besonderer Sittsamkeit von einer jungen Frau zu berichten, die zu Hause so sorgsam ihre Kopfhülle trug, daß die Verwandten ihres Mannes sie kaum von Ansehen kannten[5]. In der Tosephta Sota 5, 9 wird es dem Manne sogar zur Pflicht gemacht, seine Frau zu verstoßen, wenn sie die Sitte nicht achtet, daß Frauen verhüllt auf der Straße zu erscheinen

[4] A. Schlatter, Erläuterungen zum Neuen Testament. II³ (Stuttgart 1923) 95.
[5] Vgl. Strack-Billerbeck, Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch III 427 ff; 431.

haben: „Das ist ein gottloser Mensch, der sieht, wie sein Weib ausgeht mit bloßem Kopf und ausgelassen ist mit ihren Sklaven und auf der Straße spinnt und mit allen Leuten badet (ohne es ihr zu untersagen). Eine solche zu verstoßen, ist ein Gebot[6]." Über die griechisch-römische Sitte sagt Plutarch: „Es ist allgemein üblich, daß die Frauen verhüllt, die Männer dagegen unverhüllt in der Öffentlichkeit erscheinen[7]." Unbedeckten Hauptes auszugehen, galt bei einer Frau als häßlich und moralisch verdächtig. Paulus hat also keineswegs übertrieben, wenn er den korinthischen Frauen schreibt, sie „schändeten ihr Haupt", wenn sie unverhüllt im gemeinsamen Gottesdienst auftraten. Sich selbst und ihren Mann brachten sie dadurch in üblen Ruf, so sehr, daß ihr Mann gottlos genannt wird, wenn er so etwas duldet.

Nun wird der Ton des Briefes schärfer. Der Apostel fürchtet, daß mit der neuen Mode der erste Schritt zu einer gefährlichen Emanzipation der Frauen getan ist, die nicht nur den christlichen Schwestern in Korinth, sondern der ganzen jungen Kirche zum Verhängnis werden müßte. Jüdische wie heidnische Gegner der Religion Christi hätten daraus Nutzen gezogen, wenn sie darauf hinweisen konnten, daß die Christinnen wie ehrlose Frauen in den religiösen Zusammenkünften erschienen. Darum fordert Paulus die Neuerungssüchtigen auf, doch nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, sondern gleich ganze Arbeit zu tun und jede Rücksicht auf Sitte und weibliches Empfinden daranzugeben: „Denn wenn eine Frau sich nicht verhüllt, so soll sie sich auch das Haar abschneiden lassen. Ist es aber eine Schande für eine Frau, sich das Haar abschneiden oder kurz scheren zu lassen, so soll sie sich verhüllen," d. h. der Sitte gemäß einen Schleier tragen. Der Satz ist in solcher Schärfe ironisch gemeint und soll den Christinnen von Korinth zum Bewußtsein bringen, wohin sie geraten, wenn sie sich eigensinnig über alte Gewohnheiten hinwegsetzen. Ganz modern läßt sich der doppelte Ausdruck κείρασθαι ἢ ξυρᾶσθαι etwa wiedergeben mit „Bubikopf oder Herrenschnitt". Paulus käme also heute in Verlegenheit mit seinem Argument, weil das, was er als Schande für eine Frau bezeichnet, nun zum Zeichen fortgeschrittenen Frauentums geworden ist.

Einen neuen Gesichtspunkt in der Ablehnung der korinthischen Neuerung auf dem Gebiete der Frauenmode gewinnt der Apostel aus der Schöpfungsgeschichte von Mann und Frau, worin er einen Ausdruck der gottgewollten Ordnung erblickt: „Der Mann braucht nämlich deshalb sein Haupt nicht zu verhüllen, weil er Abbild und Abglanz

[6] Strack-Billerbeck, a. a. O. I, 40.
[7] Lietzmann, An die Korinther, Tübingen 1923, 54, führt weitere Zeugnisse an.

Gottes ist. Die Frau dagegen ist Abglanz des Mannes. Denn der Mann ist nicht aus der Frau, sondern die Frau aus dem Manne. Auch ist ja der Mann nicht geschaffen um der Frau willen, sondern die Frau um des Mannes willen. Darum soll die Frau ein „Machtzeichen" auf dem Haupte haben um der Engel willen."

Paulus darf bei seinen Lesern den Bericht der Genesis über die Erschaffung des ersten Ehepaares als bekannt voraussetzen. Gott wollte in unseren Stammeltern ein Abbild seiner selbst schaffen, wie Genesis 1, 26 deutlich zeigt: „Laßt uns Menschen schaffen nach unserm Bilde, gemäß unserer Ähnlichkeit, und sie (Mehrzahl) sollen herrschen . . ." Also ist die Gottebenbildlichkeit beiden, Mann und Frau, gemeinsam. Deshalb sagt Paulus auch nicht, die Frau sei Abbild εἰκών des Mannes, sondern Abglanz δόξα. Gott schuf aber zuerst den Mann. Er stellte Gottes Bild dar, war Gottes Abglanz, ehe es eine Frau gab. Bei Schaffung der Frau dagegen hebt die Genesis nachdrücklich hervor, daß Gott in ihr eine Gehilfin des Mannes schaffen wollte, die ihm ähnlich sei. Als Mensch ist mithin die Frau ebenso wie der Mann Gottes Ebenbild, aber als Weib, als Geschlechtswesen, ist sie zunächst des Mannes wegen geschaffen. Diese naturgesetzliche Ordnung soll sich wiederum nach außen zeigen, indem der Mann unverhüllten Hauptes betet und prophetisch redet, die Frau dagegen mit dem „Machtzeichen" auf dem Haupte. Was damit gemeint ist, läßt weder das Wort ἐξουσία noch die Geschichte mit Sicherheit erkennen. Der Zusammhang fordert, daß es sich um ein Zeichen der Unterordnung der Frau unter den Mann handelt, sei es ein Schleier oder sonst eine Kopfbedeckung. Indem die Frau dieses Zeichen trägt, erkennt sie die durch Gott in der Schöpfung festgelegte Ordnung der beiden Geschlechter an.

Weder hierbei noch bei dem Zusatz „um der Engel willen" ist an ein apotropäisches Schutzmittel gegen böse Geister zu denken. Schon vom rein natürlichen Gesichtspunkt aus ist es unbeweisbar, was Dibilius, Joh. Weiß, Lietzmann u. a. behaupten, Paulus habe unter den „Engeln" dämonische Wesen verstanden, deren Konkupiszenz gereizt würde und die Frauen in Gefahr brächte, wenn sie keinen Schleier trügen. Wir dürfen dem Apostel Paulus nicht solch alberne Vorstellungen unterschieben, wie sie wohl in apokryphen und ähnlichen Schriften vorkommen. Der Sprachgebrauch des Apostels verbietet diese Deutung, da er mit dem Wort ἄγγελος wenn es keinen Zusatz hat, gute Engel bezeichnet. Von solchen wird aber wohl auch kein neuerer Religionsgeschichtler eine Gefahr für die korinthischen Frauen behaupten. Es handelt sich entweder um Engel, die als unsichtbare Teilnehmer am Gottes-

dienst gedacht sind, oder um die Schutzengel der Gläubigen[8]. Die Ehrfurcht vor diesen himmlichen Geistern sollte die korinthischen Frauen veranlassen, vor allem beim Gottesdienst die gute Sitte nicht außer acht zu lassen, nicht unverschleiert zu erscheinen.

Die bisherigen Ausführungen des Apostels über das Verhältnis zwischen Mann und Frau im Christentum hätten im Sinne einer Erniedrigung der Frau mißgedeutet werden können, wie seine Predigt über ihre Gleichwertigkeit vor Gott im Sinne einer Freiheit von Sitte und Gewohnheit mißgedeutet worden war. Dem will Paulus vorbeugen und fährt darum fort: „Jedoch ist im Herrn ebensowenig die Frau unabhängig vom Manne wie der Mann von der Frau; denn wie die Frau aus dem Manne geschaffen ist, so wird auch der Mann von der Frau geboren; alles aber stammt aus Gott." So ist es „im Herrn", d. h. in der Gemeinschaft mit Christus, unter Christen. In der christlichen Weltordnung soll sich jedes Geschlecht bewußt bleiben, daß es nicht aus sich und nicht für sich selbst da ist, sondern sich dem Willen des Schöpfers zu unterwerfen hat. Der Mann ist nicht der Mensch schlechthin, und nicht das Weib verkörpert allein die Menschheit. Beide gehören zusammen und sind von Gott aufeinander hingeordnet. Wenn darum auch das erste Weib aus Adam stammt, so hat doch jeder andere Mann eine Frau zur Mutter. Männliche Überheblichkeit ist also ebenso unangebracht wie weibliche Eifersucht.

Nachdem so einer Mißdeutung vorgebeugt ist, kommt der Apostel auf die neue Frauenmode zurück und appelliert an das gesunde Urteil der Korinther in dieser Frage und an ihr Gefühl für das, was sich schickt: „Urteilt nach eigener Überlegung: Ist es schicklich, daß eine Frau unverhüllt zu Gott betet?" Die verneinende Antwort will Paulus ihnen erleichtern und zugleich begründen durch einen neuen Gesichtspunkt. Was die christliche Ordnung, was die gute Sitte, was die Schöpfungsgeschichte und was die gesunde Vernunft in dieser Frage nahelegen, das hat seine Stütze in der Natur von Mann und Frau: „Lehrt euch nicht die Natur selbst, daß es für den Mann eine Schande ist, wenn er langes Haar trägt, daß es aber für die Frau eine Ehre ist, wenn sie langes Haar hat? Ist ihr doch das Haar zum Schleier gegeben." In dieser Tatsache verkörpert sich wiederum irgendwie der Wille des Schöpfers. Zwar wird auch dem Manne das Haar lang wachsen, wenn er es nicht schneidet, aber es wird bei ihm nie in dem Maße zum Geschlechtsmerkmal wie bei der Frau. Diesem natur-

[8] Vgl. Lk 15,10; Mt. 18,10; Apg 12,15.

haften Unterschied der Geschlechter im Haarwuchs trägt das allgemeine Empfinden Rechnung, indem ein Mann als weibisch gilt und sich lächerlich macht, wenn er nach Frauenart das Haar trägt. Vielleicht dachte Paulus hierbei auch an die μαλακοί, die homosexuellen Lustknaben, die in Locken umherliefen. Die Männer trugen damals das Haar in der Regel halblang. Wenn also die Natur selbst der Frau schönes langes Haar schenkt, ihrem Haupte einen natürlichen Schleier umlegt, wird da das Frauengeschlecht in der korinthischen Christengemeinde seiner Würde etwas vergeben, wenn es sich der herrschenden Sitte anpaßt und im Schleier vor Gott hintritt, wenn die Gläubigen zur Feier der heiligen Geheimnisse zusammenkommen? Sie sollten vielmehr gerade als Christinnen bedenken, daß sie sich und die Gemeinde in Verruf bringen, wenn sie an der neuen Mode festhalten, die bisher als Privileg solcher Frauen galt, die ihrem Geschlecht keine Ehre machten.

Das sind die Gründe, mit denen der Apostel Stellung gegen die Neuerung nimmt. Ob er die Schwierigkeit des Problems selbst empfunden hat und darum zwar ernsteste Erwägung seiner Darlegungen erwartete, aber auch wußte, daß er nicht alle überzeugt habe, daß nichts schwieriger sei, als vor Frauen die Sinnwidrigkeit und Häßlichkeit einer eben aufkommenden neuen Mode zu begründen? Es scheint fast so, und das wäre ein neuer Beweis für die Menschenkenntnis des welterfahrenen Völkerapostels. Er schließt nämlich seine Ausführungen mit den Worten: „Wenn aber jemand Lust am Streiten hat, — dem erkläre ich —: Wir haben eine solche Sitte nicht, ebensowenig die Gemeinden Gottes." Paulus weist also nochmals entschieden darauf hin, daß in den Gemeinden, in denen er wirkt, und in der ganzen Kirche die Frauen nichts darin finden, mit dem Schleier beim Gottesdienst zu erscheinen. Wenn darum die Christinnen zu Korinth Wert darauf legen, sich schwesterlich der allgemeinen christlichen Sitte anzuschließen, so wissen sie nun, was sie zu tun haben. Sehen sie es immer noch nicht ein, geht ihnen eigene Rechthaberei über bescheidene Eingliederung in die christliche Liebesgemeinschaft, so will der Apostel nicht länger mit ihnen über diese Frage herumstreiten, um nicht seine Zeit nutzlos mit Sonderlingen und Eigenbrötlern zu verlieren.

III.

Was würde Paulus sagen, wenn er Stellung nehmen müßte zu Erscheinungen unserer Tage, die jenen Vorgängen in Korinth in mehr als einer Beziehung gleichen? Ist es nur eine zeitgeschichtlich bedingte Modefrage gewesen, was damals zur Verhandlung

stand? Warum beruft sich dann Paulus neben Sitte und Herkommen auf Schöpfungsgeschichte und Naturgesetz? Haben nicht auch die alten Stoiker an der Erfahrungswahrheit festgehalten: „Naturam si sequemur ducem, numquam aberrabimus[9]?" Aristoteles weist darauf hin, die Natur tue nichts zwecklos, und der satirische Juvenal zeigt seiner modesüchtigen Zeit den Weg zur Natur als Führerin: Numquam aliud natura, aliud sapientia dicit." In ihrem tiefsten Beweggrund hatten doch die korinthischen Frauen bei der neuen Mode das Bestreben, den äußeren Unterschied zwischen Mann und Frau zu beseitigen, allerdings aus dem mißverstandenen Grundsatz der religiösen Gleichwertigkeit beider Geschlechter heraus, die sie mit äußerer Gleichartigkeit verwechselten. So dürften auch manche Bestrebungen der Frauenwelt von heute aus der Sucht zu verstehen sein, die Unterschiede der Geschlechter zu verwischen, die Frau nicht nur sozial dem Manne gleichzustellen, sondern in ihrer äußeren Erscheinung dem Manne möglichst anzupassen. Ist diese Sucht der Gleichmacherei eine mehr oder weniger harmlose Zeitkrankheit, oder ist sie das Zeichen einer bedenklichen, weil widernatürlichen Verirrung? Schlatter bemerkt zu 1 Kor 11, 13—15: „Es ist unnatürlich, wenn zwischen einem Frauenkopf und einem Männerkopf kein Unterschied bestehen soll. Schon die Natur macht dies deutlich; denn sie gibt der Frau das lange Haar[10]."

Auch der hl. Paulus wußte, daß es sich bei der an ihn gerichteten Anfrage über die Frauenmode in Korinth nur um eine Unordnung in einer Einzelgemeinde der Kirche handelte. Aber die Angelegenheit gab dem weitschauenden Apostel Anlaß, sich grundsätzlich darüber zu äußern und diese lokale Neuerung in das Licht ihrer letzten Zusammenhänge zu rücken. Gerade darin liegt der übergeschichtliche Wert unseres Abschnittes im ersten Korintherbrief.

Eine Führerin in der neueren Frauenbewegung, Frau Dr. Emanuele L. Meyer, ist leider an der Oberfläche der paulinischen Gedanken haften geblieben und hat darum schwere Vorwürfe gegen den Apostel erhoben. Sie glaubt „ehernen Widerspruch" erheben zu müssen gegen „die traurige Ausdeutung jenes Dokumentes, das das Weib unerbittlich in die Schranken der Inferiorität weist, die ihm damit gezogen sind: 1. Korintherbrief 11, 1—15"[11] „Dieser Brief ist zum ehernen Brustschild und zur Schleuder aller Gegner einer Frauenerhebung und aller Sanierung

[9] Cicero, De officiis I, 28, 100.
[10] Erläuterungen zum Neuen Testament II, 98.
[11] Warum ist Vers 16 unbeachtet geblieben? Vgl. Dr. Emanuele L. Meyer, Vom Amboß meiner Seele. Splitter und Funken. Heilbronn 1921, 137 ff.

der Frauenverhältnisse geworden. Wenn in diesem traurigen Kampfe gegen die Frau kein Scheingrund mehr verfangen will, dann wird dies schwerste Geschoß gegen das Frauentum aufgefahren, und es verschanzt sich der Mann hinter dem Wortlaut dieser Urkunde ... Tausenden empört sich alles Menschen- und Rechtsempfinden und alle Gottesvorstellung vor dieser demütigenden Bindung und Entmündigung. Kein Rütteln und kein Fragen war bislang gestattet, dieser Brief war und ist zur Stunde noch der eiserne Druck auf der Seele Tausender und der Konflikt zahlloser Gewissen." Hätten sich diese temperamentvollen Sätze noch als Kampf gegen eine „rein buchstäbliche Ausdeutung des Apostelbriefes" erklären und darum begreifen lassen, so geht die Verfasserin in ihren weiteren Ausführungen gegen den Apostel selber an, der den 1. Korintherbrief geschrieben hat: „Man m u ß herauslesen das Minderwertige, Geduldete der Frau, die man übel oder wohl in den Neuen Bund hinübernehmen mußte." „Wo Christus zum Weibe spricht, da klingt es von Erlösung und Befreiung, da zieht der Friede ein. Wo P a u l u s redet, weht alte, mosaische Luft für die neue christliche Frau, neuer Wein im alten Schlauche (wohl umgekehrt!), alte Abhängigkeit im neuen Gewande ... Das Weib streckt die Arme sehnsuchtsvoll nach dieser Erlösung (durch Christus), aber das äußere Joch bleibt, vom Apostel neu formuliert." „Es klänge wie Ironie, wenn es nicht Buchstabenwort des Nachapostels wäre."

Wer Paulus und seine Worte 1 Kor 11, 2—16 ganz verstehen will, muß auch Röm 16; 1 Kor 7; Gal 3, 26—28; Apg 16, 13 ff., um nur einige Stellen zu nennen, berücksichtigen. Er wird dann gestehen müssen, daß dieser Apostel durchaus nicht im Mosaismus stecken geblieben ist, was die Befreiung des Frauengeschlechtes angeht. Emanuele Meyer hat es selbst empfunden, daß ihr Urteil über den Korintherbrief schwer mit der Inspiration in Einklang zu bringen ist: „Wir wollen nichts gegen die Inspiration sagen für Lehre und Wahrheit, a b e r m a n m u t e u n s F r a u e n n i c h t z u, e i n e B u c h s t a b e n i n s p i r a t i o n a n z u n e h m e n, d i e a l l e m D e n k e n w i d e r s t r e b t" (140). Diese Berufung auf Buchstabeninspiration ist hinfällig, wenn man den Brief im Sinne E. Meyers verstehen „muß". Es bleibt die Frage: Ist auch ein Paulusbrief inspiriertes Gotteswort? Geht es dann an, so tiefgreifende Gegensätze zwischen der Lehre Christi und seines größten Apostels zu konstruieren? Da liegt doch die Gefahr vor, daß eine persönliche, vorgefaßte Meinung den wahren Sinn des Bibeltextes verdreht und gegen einen Feind kämpft, der nicht existiert. Und wenn einmal ein Wort der göttlichen Offenbarung, soweit es nicht nur zeitgeschichtliche Bedeutung hat, mit unsern

Lieblingsideen nicht in Einklang zu bringen ist, so dürfen wir nicht die Bibel korrigieren oder ihre unbequemen Forderungen ablehnen, sondern müssen uns selbst fragen, ob wir noch auf dem rechten Wege sind. Wem aus dem Gotteswort, auch wenn es in einem Paulusbrief steht, nicht nur „Schwierigkeiten des Verstehens erwachsen, sondern tausend Schmerzen des religiösen Denkens und Empfindens" (138), dessen religiöses Denken und Empfinden ist krank. Das hat Paulus selbst seinem Schüler Timotheus als Kennzeichen einer künftigen Entwicklung prophetisch vorausverkündet: „Es kommt eine Zeit, da werden die Menschen die gesunde Lehre unerträglich finden und sich nach eigenem Geschmack immer neue Lehrer suchen, die dem Ohrenkitzel huldigen; der Wahrheit wird man kein Gehör schenken, aber den Fabeleien sich zuwenden[12]."

In Wirklichkeit handelt es sich in unserem Abschnitt gar nicht um mosaische Gesetzesverpflichtung, sondern um den Kampf des Apostels zur Erhaltung einer Sitte, der sich damals alle vernünftigen Frauen ohne Bedenken anpaßten, von der nur die Frauenrechtlerinnen in Korinth sich glaubten freimachen zu müssen. Paulus zeigt durch die Art und Weise, mit der er die Frage behandelt, daß es ihm gerade um die Bewahrung echter Frauenwürde zu tun war, während jene Christinnen gar nicht zu merken schienen, welcher Schutz ihrer Ehre und ihres christlichen Frauentums verloren ging, wenn sie so unvermittelt eine alte Sitte preisgaben.

Wenn nun jemand aus der Stellung des Völkerapostels zur Frauenmode in Korinth Gesichtspunkte gewinnen möchte zur Beurteilung mancher Verirrungen in der Gegenwart auf diesem Gebiete, so wird er vor allem auf das Grundsätzliche in den Worten des Apostels achten müssen. Mit bloßem Lächerlichmachen etwa des „Bubikopfes" und „Herrenschnittes" ist es nicht getan. Paulus beruft sich auf die Stimme der Natur, in der sich der Wille des Schöpfers offenbart. Wie steht es dann mit der heutigen Sitte der Männer, ihrem Gesicht durch glattes Rasieren ein mehr oder weniger frauenhaftes Aussehen zu geben? Der Bart des Mannes ist doch in gleichem Maße ein unterscheidendes Geschlechtsmerkmal wie das lange Kopfhaar der Frau. Das hat schon Epiktet hervorgehoben: „Hat nicht die Natur selbst gerade durch die Haare Mann und Weib unterschieden? Ruft nicht alsbald von weitem die Natur eines jeden aus uns: ich bin ein Mann[13]?" Daraus folgert Epiktet, daß die Männer den Bart nicht rasieren sollen, ähnlich wie sein Zeitgenosse, der hl. Paulus, sagt, es sei für die Frau eine Ehre, langes Haar zu tragen. Wenn es also

[12] 2 Tim 4, 3—4.
[13] Vgl. Lietzmann, a. a. O. 56.

möglich war, daß jener Zeitgeist des französischen Hofes, der den Mann äußerlich der Frau ähnlich machte durch bartloses Gesicht und langen Perückenzopf, so allgemein sich durchsetzen konnte, daß heute der Geistliche nur mit besonderer Erlaubnis den ihm von der Natur gegebenen Bart tragen darf, so zeigt dieses eine Beispiel, wie schwierig es ist, in ähnlichen Fragen ein gerechtes Urteil zu fällen. Die Frauen könnten leicht die Männer mit deren eigenen Argumenten schlagen.

Mir will aber scheinen, als ob wir bisher das Tiefste noch nicht gefunden hätten, was Paulus 1 Kor 11, 2—16 von Mann und Frau sagt, und als ob wir allzu sehr das Negative heraushörten. Bleiben wir bei dem Negativen im Kampfe des Apostels gegen die korinthische Neuerung stehen, so liegt die Gefahr doppelt nahe, alles ins Triviale oder wenigstens ins geschichtlich Bedingte und damit heute nicht mehr Maßgebende zu ziehen. Paulus sieht in der Sitte, daß der Mann mit unverhülltem Haupte, die Frau dagegen im Schleier vor Gott in der Gemeindeversammlung beten und das Charisma der Prophetengabe ausüben sollte, ein tiefes Symbol. Darum bringt er die Sitte in Beziehung zum beiderseitigen Verhältnis der Geschlechter zu Christus und Gottvater. Der Mann verkörpert nach seiner vom Schöpfer gegebenen Naturanlage mehr das aktive Element der zwei Geschlechter. Dem entspricht von selbst ein freieres Auftreten ohne Verhüllung des Hauptes. Frauennatur dagegen ist wesenhaft etwas zart Zurückhaltendes, sich nicht Aufdrängendes, sich den Blicken nach Möglichkeit Verschließendes, das empfangende Element der zwei Geschlechter. Nicht, als ob damit geringere Selbsteinschätzung verbunden wäre. Das Gegenteil trifft zu. Jene Frau hat den größten Einfluß auch auf den Mann, die ganz frauenhaft bleibt, während sie sofort zur Opposition reizt, wenn sie den männlichen Typ nachahmen will. Ebenso will keine normale Frau einen weibischen Mann; er verfällt ins Lächerliche.

Frauen sind die Hüterinnen des Kostbarsten in der Schöpfung, des Lebens in seiner feinsten, das grelle Licht noch nicht ertragenden Daseinsweise. Frauen müssen darum selber wie ein Geheimnis sein, vor dem jeder heilige Ehrfurcht empfindet wie vor Gottes Tabernakel. Ein Geheimnis darf nicht profaniert werden. Soll der Mann mehr ein Herold sein und der waffentragende Streiter für Gottes Sache, so ist es echte Frauenart, des göttlichen Gastes in stiller Treue zu warten. So wird wiederum der verhüllende Schleier zum Symbol frauenhaften Wesens, das unverhüllte Haupt zum Symbol wahrer Männlichkeit. Wer auf diese doch wahrlich nicht gesuchten, sondern von der Natur gefügten Zusammenhänge achtet, wird auch eine Sitte zu würdigen verstehen, die sich bei den meisten Völkern findet, die Sitte des Brautschleiers. Er ist

mehr Symbol als Kleidungsstück. Da, wo die Eigenart der Frau und ihre Aufgabe, Hüterin heiliger Geheimnisse zu werden, indem sie mit ihrem Manne in den Dienst des Schöpfers tritt, einen sinnbildlichen Ausdruck suchen, da hüllt uralte Sitte die Frau in den Schleier. Er soll bedeuten, daß die Braut bisher in jungfräulicher Reinheit gelebt und ihr Frauentum treu gehütet hat. Und wenn eine Frauenseele sich ganz dem Allerhöchsten weiht in der jungfräulichen Brautschaft und Hingabe an Christus, den göttlichen Königssohn, da wird der Schleier ihr dauerndes Ehrenkleid. Sie „nimmt den Schleier". In ihrer Seele sollen noch erhabenere Werte gehütet werden als in der Seele der Verheirateten.

Man braucht die traurigen Tatsachen der Gegenwart auf dem Gebiete der Frauenkleidung und Sittsamkeit nur ins Licht der vorhin angedeuteten Gedanken zu rücken, um ihre Tragweite zu ermessen. Nicht diese oder jene Torheit ist das Bedenkliche; denn sie geht vorüber. Aber die Haltung oder besser der Mangel an Haltung selbst in weitesten katholischen Kreisen muß jeden mit Sorge erfüllen. Wenn ein denkendes Mädchen, eine ihrer Würde bewußte Frau, den wahrhaft apostolischen, nichts weniger als engherzigen Ideen des hl. Paulus nachsinnt, müßte glühende Scham über die Gedankenlosigkeit so vieler Mitschwestern sie packen: „Was nützen alle Errungenschaften der Frauenbewegung, alle Durchsetzung und Anerkennung der Frauenarbeit im öffentlichen Leben, in Wissenschaft und Kunst, was nützt alle höhere Frauenbildung, wenn die Frau im Innersten ihres Seins, im Herzpunkt ihrer Würde, sich selbst untreu ist[14]?"

Um dieses Innerste ihres Seins, um den Herzpunkt ihrer Würde, ging es dem Völkerapostel, als er 1 Kor 11, 2—16 für die korinthischen Frauen schrieb. Er schrieb als Seelsorger. Er schrieb an eine Christengemeinde, die in einer der verrufensten Großstädte der damaligen Welt lebte. Unsere Bischöfe sind ihm gefolgt, als sie ihre „Richtlinien" aufstellten. Aufgabe der katholischen Frauen wäre es, in geschlossener Phalanx hinter ihnen zu stehen, um echtes Frauentum zu schützen. Worin es besteht, hat der Apostel Petrus für alle Zeiten festgelegt, als er den christlichen Frauen der Diaspora Richtlinien über Frauenkleidung gab: „Euer Schmuck sei nicht äußerlich, in Haargeflecht, im Anlegen von Goldschmuck, im Anziehen kostbarer Kleider, nein, es sei die innerliche Herzensbildung des Menschen, mit dem unvergänglichen Kleinod eines sanften und friedvollen Gemütes. Das hat hohen Wert vor Gott[15]."

[14] Dr. Maria Schlüter-Hermkes, in: Katholische Ehe, Düsseldorf 1927, 50.
[15] 1 Petr 3, 3—4.

GEBT DEM VOLKE DIE GEBETE DER KIRCHE

Von Studienrat Dr. Wickert, Trier.

Unter obiger Überschrift brachte das Regensburger „Korrespondenz- und Offertenblatt für die gesamte katholische Geistlichkeit Deutschlands" in Nr. 5 des laufenden Jahrgangs einen von Albert Binsteiner, Benefiziat in Ebersberg (Oberb.), verfaßten Artikel, in dem der Verfasser ausgeht von den großen Mängeln, die das Gebetsleben unseres katholischen Volkes aufweist und die seines Erachtens dringender Abhilfe bedürfen. Für diejenigen, die den Artikel nicht gelesen haben, seien seine beiden ersten Abschnitte hier zitiert. Sie lauten:

„Mich erbarmt des Volkes! Dieses Gefühl und dieser Gedanke drängt sich mir immer wieder auf, wenn ich bei unserem lateinischen Gottesdienste das Volk in hunderterlei Gebetbücher vertieft sehe, von denen die meisten nur verschiedene allgemeine, mehr oder minder sentimentale Privatgebete enthalten. Und der herrliche, unerschöpfliche Inhalt unserer liturgischen Bücher?! Er ist ein verborgener Schatz, ein fast völlig unbekanntes Land für die allermeisten unserer Kirchenbesucher. Und das Traurige: Sie sind sich dessen gar nicht bewußt. Sie haben sich längst an die Armenkost ihrer Privatgebetbücher gewöhnt. Was der Priester betet, was vom Chore gesungen wird, ist ihnen von vornherein ganz gleichgültig, weil sie davon doch nichts verstehen. So führen sie neben dem Priester, ganz abseits von seinem liturgischen Königspalast, in ihrem armseligen Häuschen von Privatgebeten ein ganz eigenes, dem wunderbaren Bau des Kirchenjahres fremdes Gebetsleben. Was wissen sie von all den schönen Festen der Kirche mit ihren prächtigen Meßformularien?

Was wissen sie von einer Weihnachtsmette, von einer Dreikönigs- oder Taufwasserweihe, von einer Trauermette in der Karwoche, von der Karwoche überhaupt; vom Fronleichnamsfeste mit seinen wunderbaren Meß- und Prozessionstexten? Nicht viel mehr als die Namen. Was wissen sie von einer Totenvigil? Nur das eine, daß sie womöglich erst hineingehen, wenn sie aus ist. Von all dem steht in ihren oft so prächtig ausgestatteten Gebetbüchern so ziemlich nichts. Daher beim leichtfertigen Teile der Leute die große Gleichgültigkeit, beim ernsten eifrigen Teile das gesonderte Privatgebetsleben. Das ist unbedingt ein krankhafter, unhaltbarer Zustand, den wir leider schon gar nicht mehr anders wissen. Mich erbarmt des Volkes!"

Das war die Einleitung des Artikels. Der Verfasser kam dann auf die liturgischen Meßbücher von Schott und Kunz zu sprechen, erörterte die Gründe, weshalb sie trotz großer, unverkennbarer Vorzüge nie darauf rechnen könnten, wirkliche Volksgebetbücher zu werden, und rückte dann endlich mit dem eigentlichen Zweck seines Artikels heraus: er teilte mit, daß der Verlag Auer in Donauwörth ein Unternehmen begonnen habe, das den Schattenseiten der bisherigen liturgischen Gebetbücher abzuhelfen verspreche, indem die Texte all der religiösen Feiern, bei denen das Volk im Laufe des Kirchenjahres beteiligt sei, in sieben den einzelnen Teilen des Kirchenjahres angepaßten Einzelbändchen erschei-

nen sollten, also kurz — ein neuer Versuch, durch die Herausgabe eines besseren liturgischen Gebetbuches das Volk zu einer inneren Teilnahme am Gebetsleben der Kirche zu führen. Ob er den Erfolg hat, den der Verfasser des besagten Artikels sich davon verspricht? Ich möchte nicht in allem seinen Optimismus teilen und fürchte, auch dieses von Auer begonnene Unternehmen wird noch nicht d a s liturgische Volksgebetbuch bringen, aber immerhin — der Versuch mag ruhig gemacht werden, und man wird ihm gewiß gern den besten Erfolg wünschen; denn das schöne und große Ziel, das dem Verfasser und dem Verlag vorschwebt, kann ja gar nicht entschieden und ernst genug angestrebt werden und ist wirklich des Schweißes der Edlen wert.

Ich habe allerdings — und damit komme ich zum Gegenstand meines Artikels — beim Lesen der Überschrift „Gebt dem Volke die Gebete der Kirche" an etwas ganz anderes gedacht. Es gibt ja noch einen Weg, dem Volke die Gebete der Kirche zu geben, ihm die innere Teilnahme am Gebetsleben der Kirche zu ermöglichen, einen Weg, der nichts zu tun hat mit der Herausgabe eines neuen Gebetbuches, der auch gar keine Kosten verursacht, sondern der nur die entschlossene Umstellung einer altgewohnten Praxis verlangt: m a n g e b r a u c h e b e i s o m a n c h e n l i t u r g i s c h e n H a n d l u n g e n n i c h t d i e l a t e i n i s c h e , s o n d e r n f ü r u n s e r d e u t s c h e s V o l k d i e v e r s t ä n d l i c h e d e u t s c h e M u t t e r s p r a c h e. Ich weiß, daß ich nicht der erste bin, der diesem Vorschlag das Wort redet, weiß auch, daß dieser Vorschlag in geistlichen Kreisen Anhänger und Gegner hat, und von letzteren wird vielleicht mancher gleich entrüsteten Widerspruch erheben, wenn ihm hier dieser radikale — vielleicht sagt er auch — ganz unkirchliche Vorschlag mal wieder zu Gesicht kommt. Trotzdem wage ich es, für meinen Vorschlag zu plädieren, und möchte ihn im folgenden näher erklären und begründen.

Vergegenwärtigen wir uns einmal die in unserer Trierischen Diözese herrschende, jedenfalls vorherrschende Praxis. Bei der Spendung der T a u f e beginnen wir mit einigen deutschen Fragen, und dann verläuft die ganze Taufhandlung — das Taufgelübde ausgenommen — unter lateinischen Gebeten. Die Angehörigen des Täuflings und seine Paten stehen dicht vor dem Priester, beobachten genau die einzelnen Zeremonien, die er vornimmt, aber von den sie begleitenden und ihren Sinn erklärenden Worten verstehen sie rein nichts. Was sich diese Leute in der Viertelstunde der Taufhandlung wohl denken mögen? Ich glaube, mit wirklich religiösen Gedanken werden sie sich sehr wenig beschäftigen, vielleicht staunen sie darüber am meisten, wie flüssig ihr Kaplan oder Pastor doch das Latein redet. Für das Volk eine rein passive Assistenz!

Bei der Aussegnung einer Wöchnerin stehen wir wieder unmittelbar vor einer Gruppe von Frauen — auf dem Lande ist es ja vielfach Sitte, daß verwandte oder befreundete Frauen die Wöchnerin zu ihrer Aussegnung in die Kirche begleiten — und der kirchliche Akt der Aussegnung vollzieht sich wieder in vollständig lateinischer Sprache, die auf jede geistige Verbindung zwischen dem Priester und den Anwesenden verzichtet. Was die Kirche bei dieser Gelegenheit denkt und fühlt und betet, das bleibt gewiß den meisten Wöchnerinnen vollständig verschlossen. Kann es uns da wundern, daß in den Städten, wo der einzelne weniger beobachtet ist als auf dem Lande, viele katholische Mütter überhaupt nicht mehr zur Aussegnung kommen? Ein Akademiker, von dem ich bestimmt weiß, daß er und auch seine Frau überzeugte Katholiken sind, fragte mich, als er die Geburt seines ersten Kindes erwartete, was denn eigentlich die katholische Aussegnung bedeute; seine Frau sei unschlüssig, ob sie demnächst auch als Wöchnerin zur Kirche gehen solle und sei in ihr befreundeten Kreisen in negativem Sinne beeinflußt worden. Ich gab ihm unser Rituale und sagte ihm, er möge sich die kirchlichen Gebete einmal ansehen und sie seiner Frau einmal vorübersetzen. Als er mir das Buch zurückgab, fragte er mich: „Aber warum betet man denn diese Gebete nicht deutsch, damit auch unsere Frauen etwas davon haben und wissen, warum sie als Wöchnerinnen zur Kirche kommen?“ — So fragen unsere Laien, sogar unsere gebildeten Laien, und sie haben gewiß recht.

Denken wir an unseren Versehgang. Bei der Spendung der hl. Kommunion kommt vielleicht unsere deutsche Muttersprache noch in etwa zur Geltung, wenn der Geistliche die Vorbereitungs- und Danksagungsgebete dem Kranken laut vorbetet, in vielen Fällen wird auch das unterbleiben. Bei der Spendung der letzten Ölung und der Erteilung der Generalabsolution geht wieder alles lateinisch vor sich — die im Zimmer knienden Angehörigen wissen, daß nun für sie nichts mehr abfällt und beten in die lateinischen Gebete des Priesters — meines Erachtens nicht zur Hebung der ganzen Handlung — ihren Rosenkranz oder eine Litanei hinein. Wir haben wieder ein vollständiges Nebeneinander, eine gänzliche geistige Trennung zwischen dem amtierenden Geistlichen und dem Kranken und seinen Angehörigen. Und diese Trennung ist hier um so bedauernswerter, weil sie besteht in einer Stunde der Not, wo der gläubige Christ sich so vertrauensvoll an seine Kirche klammert, von der er angesichts des Todes wenigstens sein ewiges Heil erwartet. Ich will gewiß nicht sagen, daß der Kranke und Sterbende kein Vertrauen zu seiner Kirche habe, wenn er ihren Stellvertreter in lateinischer Sprache

seines Amtes walten sieht, aber ich lasse es mir auch von keinem ausreden, daß die tröstende und stärkende Wirkung unseres Versehganges für den Kranken und seine Angehörigen bedeutend größer wäre, wenn man ihnen nicht durch die Fremdsprache das unmittelbare Verstehen unserer schönen Kirchengebete vorenthielte.

Und nun unser Begräbnis. Bei der Abholung der Leiche das lateinische De profundis mit zugehöriger Oration, auf dem Wege zur Kirche der lateinische Psalm Miserere, in der Kirche unsere Requiemsmesse mit Choral und die Absolutio ad tumbam, beim Betreten des Friedhofes In paradisum, am Grabe eine Menge lateinischer Gebete und dann — endlich und einzig für unser Volk ein oder drei Vaterunser in deutscher Sprache. Ist das nicht eine sehr stiefmütterliche Behandlung unseres katholischen Volkes bei einem religiösen Vorgang, bei dem es nicht bloß körperlich, sondern auch mit Geist und Seele beteiligt sein möchte? wo tieftrauernde und in Tränen zerfließende Christen und Katholiken auch aus den Gebeten ihrer Kirche etwas heraushören möchten, was lindernden Balsam bedeutete für ihr von Weh und Leid erfülltes Herz? Muß man da nicht auch mit dem eingangs erwähnten Artikelschreiber sagen: „Mich erbarmt des Volkes"? Ist das nicht für den diese lateinischen Gebete verstehenden Priester ein Wohnen in einem „liturgischen Königspalast" oder — ich möchte mit einem anderen Bilde sagen — ein Ausruhen in einer frisches, erquickendes Wasser spendenden Oase, während das der lateinischen Sprache nun einmal unkundige Volk abseits in dürrer, trockener Wüste wandelt? Man erwidere mir nicht, unsere Katholiken empfänden das nicht so, sie nähmen aus unserem lateinischen Begräbnisritus doch mehr heraus, als ich glauben möchte. Doch, unsere Katholiken fühlen und empfinden, daß sie da zu kurz kommen. Die meisten von ihnen haben allerdings nicht den Mut, uns Geistlichen das so offen ins Gesicht zu sagen; aber es gibt auch solche, die mit ihren für uns unangenehmen Vergleichen zwischen katholischer und protestantischer Begräbnisweise ganz offen herausrücken. Solche Kritiken habe ich wenigstens schon öfters gehört, und daß auch andere Konfratres sie zu hören bekommen, zeigen mir die Worte eines Stadtpfarrers, der in einem Kreise von Geistlichen, wo diese Dinge zur Sprache kamen, sagte: „Es tut einem immer leid, wenn unsere Katholiken von einem protestantischen Begräbnis zurückkommen und einem dann sagen: Was war das so schön. Man hört da immer heraus, daß ihnen das protestantische Begräbnis viel besser gefällt als unser katholisches, von dem sie nichts verstehen".

Unser allzu reichlicher Überfluß an Latein beim Gottesdienst sei

noch an einem Beispiel erläutert. Es ist noch nicht lange her, da vertrat ich in einer sehr großen Pfarrei den Pfarrer auf Allerheiligen und hielt den Gottesdienst nach seiner Verordnung: morgens Frühmesse, nachher Hochamt mit Choral, nachmittags lateinische Allerheiligenvesper, im Anschluß daran lateinische Allerseelenvesper, im Anschluß daran Einsegnung der Gräber: d. h. Prozession aller Anwesenden zum Friedhofe, unterwegs Absingen des lateinischen Psalmes Miserere, am Denkmal für die gefallenen Krieger lateinisches Libera mit den dazu gehörigen lateinischen Orationen und dann — endlich, endlich das erste deutsche Wort, das erste allen verständliche Lied: „Ihr Trauernden, stillet die Tränen." Ich muß sagen: ich habe für die Leute ordentlich aufgeatmet, als nun endlich bei einem nahezu zweistündigen Gottesdienst das erste Wort fiel, das groß und klein in dieser zahlreichen Menge einmal verstand, und an der Wucht, mit der das Lied gesungen wurde, konnte man es mehr als deutlich heraushören: auch die Leute brannten darauf, daß sie nach diesem stundenlangen Latein nun auch einmal zu Wort kamen und etwas singen durften, worin ihre Allerheiligen- und Allerseelenstimmung zum Ausdruck kam. Ich muß offen gestehen: ich war von diesem Allerheiligengottesdienst recht wenig befriedigt, ich sagte mir im stillen: wer an einem solchen im Latein geradezu erstickten Festtag nicht fühlt, daß wir unser Volk dabei viel zu kurz kommen lassen, dem geht offenbar jede Fähigkeit ab, sich in die Lage unseres Volkes auch nur einigermaßen hineinzufühlen.

Ich möchte glauben, es genüge fast zur Begründung meines Vorschlages, wenn man die erwähnten liturgischen Handlungen ins Auge faßt und sich vergegenwärtigt, wie da Priester und Gläubige eine betende religiöse Einheit bilden sollten, aber infolge der lateinischen Sprache zu nichts weniger als einer wirklichen Einheit kommen. Wir Geistliche denken uns m. E. viel zu wenig in die Tatsache hinein, daß die uns geläufige lateinische Sprache dem Volke eben total fremd und ebenso wenig imstande ist, irgend eine Saite seines Herzens anzuschlagen als wenn man uns etwas auf Chinesisch vorbetete und erwartete, daß wir uns dabei erbauten. Fragen wir uns doch einmal ehrlich, wie der in seiner lateinischen Übersetzung ungenießbare Psalm 67 auf uns wirkt, wenn wir ihn allwöchentlich im Donnerstagoffizium beten — er wird auch durch die häufige Wiederholung nicht genießbarer und wirkungsvoller —, und doch verstehen wir bei ihm immerhin noch die Worte, wenn auch keinen Sinn. Wie soll es da unserem katholischen Volke gelingen, sich zu erbauen und geistig mitzutun, wenn ihm jahraus, jahrein bei so manchen

liturgischen Handlungen sowohl die Worte wie ihr Sinn eine große Unbekannte sind und bleiben. Mir scheint auch das „ein krankhafter unhaltbarer Zustand" zu sein, den wir als solchen erkennen und auf dessen Abhilfe wir im Interesse unseres katholischen Volkes ernstlich sinnen müßten.

Aber ich weiß — man kommt mir da mit mancherlei Einwänden. Da sagt der eine: „Die Sache ist halb so schlimm; es geschieht ja schon allerlei, um das Volk mit unseren lateinischen Gebeten bekanntzumachen. Ich gebe z. B. als Pfarrer meinen Wöchnerinnen, wenn sie zur Aussegnung kommen, einen Zettel in die Hand, wo die lateinischen Gebete übersetzt sind, und dann betet die Frau die Gebete deutsch mit, während ich sie lateinisch bete." Es ist gewiß anzuerkennen, daß in dieser Methode, wenn sie auch immer noch ein Nebeneinander ist, gegenüber früher ein Fortschritt liegt, aber wie weit ist diese Methode verbreitet? Wo findet man diese Zettel, und wo findet man das separate Heftchen „Vorschriften und Gebete für den Kanzelgebrauch in der Diözese Trier" mit der darin gebotenen Übersetzung? Ich habe schon öfters, wenn ich bei Vertretungen in Pfarreien eine Aussegnung vorzunehmen hatte, den ganzen Bücherbestand in der Sakristei nach diesen Zetteln oder diesem Heftchen durchsucht und sie nicht gefunden und mußte schließlich wohl oder übel mit dem lateinischen Text allein mich begnügen. Die Sache ist nur dann wirklich geregelt, wenn die Übersetzung in das Rituale aufgenommen wird, wo sie hingehört, und die beste Regelung wäre m. E. die, daß die ganze Zeremonie der Aussegnung in vollständig deutscher Sprache vor sich ginge.

Ein anderer meint, die erwähnten liturgischen Handlungen würden gewiß an Würde verlieren, wenn sie verdeutscht würden. Durch die sakrale lateinische Sprache liege doch über diesen Handlungen eine eindrucksvolle überirdische Weihe, die durch die profane Volkssprache zerstört würde, erst recht, wenn der amtierende Geistliche es an einer würdigen, andächtigen Rezitierung der deutschen Gebete fehlen lasse. Darauf möchte ich antworten, daß mir die durch die Fremdheit der Sprache erzielte sakrale Würde allzu teuer erkauft scheint, wenn sie so bedauerlich auf Kosten des Verständnisses und der inneren Teilnahme des Volkes geht. Und die Geistlichen, denen es bei den liturgischen Handlungen an der nötigen Korrektheit fehlt, könnten, wie ich glaube, gar nicht besser kuriert werden, als wenn nächstens auch das Volk in solchen Fällen zum Richter darüber werden könnte, wie flüchtig ihr Geistlicher über den Text der Gebete hinwegeilt. Ich bin überzeugt, daß beim Rezitieren deutscher Gebete nicht soviele Silben oder gar Wörter

daran glauben müßten, wie es bei dem lateinischen Rezitieren geschieht oder wenigstens geschehen kann, weil man eben die Kritik der sprachunkundigen Öffentlichkeit weniger zu fürchten hat.

Und wieder ein anderer betont das Prinzip der kathol. Einheit und Einheitlichkeit: es sei doch etwas Schönes, daß in der betenden kathol. Kirche eine Sprache herrsche, die als ein einigendes Band all ihre Glieder umschlinge und ein sinniges, ausdrucksvolles Symbol ihrer Glaubenseinheit sei. Aber — gibt es denn wirklich eine Kultsprache in der kathol. Kirche? Wenn wir den christlichen Orient, soweit er römisch-katholisch ist, in den Begriff Kirche einbeziehen — und er gehört doch ohne Frage dazu —, dann gibt es ja sogar eine ganze Reihe von Sprachen, die die Kirche auch für den offiziellen Gottesdienst zugelassen hat, und selbst in unserem Abendlande kann man von einer wirklichen, streng durchgeführten Einheit und Einheitlichkeit bezüglich der Kultsprache keineswegs reden. Denken wir nur an unsere deutschen Diözesen, da ist ja gerade bei den in diesem Artikel erwähnten liturgischen Handlungen das Prinzip der Einheitlichkeit längst durchbrochen. In den Diözesen Mainz und Limburg habe ich Taufen, Versehgängen und Begräbnissen beigewohnt, die vollständig in deutscher Sprache vorgenommen wurden, und im Norden wie im Süden unseres katholischen Deutschland scheut man den Gebrauch unserer deutschen Muttersprache bei weitem nicht so ängstlich, wie wir es in unserer Trierer Diözese immer noch tun.

„Gebt dem Volke die Gebete der Kirche" — dieser berechtigte Wunsch hat auf der letzten Trierer Diözesansynode eine Rolle gespielt, blieb aber leider unerfüllt und unerledigt. Man betrachtet ihn seitdem als vertagt: möge er nicht ad calendas graecas vertagt bleiben!

WIE EINE KIRCHENMALEREI BESCHAFFEN SEIN SOLL.

Eine Kritik von Dr. G. Ischanus, L.

Anm. Die Schriftleitung hält manche Ausführungen des Verfassers noch nicht für endgültig abschließend; sie veröffentlicht den Aufsatz aber als sehr wertvollen Beitrag zu einem Gegenstande, der vielen Confratres ernste Sorge bereitet. Die zum Ausgangspunkte der Darlegungen gewählte Kapelle liegt nicht in der Diözese Trier, sondern in der Heimatdiözese des Herrn Verfassers.

Die Schriftleitung.

Jüngst besuchte ich — der Pseudonym von oben — einen guten Freund aus alter Zeit, der als Seelsorger an einem Institut angestellt ist. Die Anstaltskapelle war vor kurzem dekoriert worden nicht bloß in rein dekorativer, sondern auch in figuraler Malerei; letzteres am Triumphbogen und im Chor. Der Herr Rektor zeigte mir die eben fertiggestellte Arbeit und bat mich, ihm meine Ansicht über das Ganze mitzuteilen. Er selbst schien mit der Ausschmückung nicht durchaus zufrieden zu sein; der Maler sei der Anstalt aufgedrängt worden; derselbe habe nur an den Figuren gearbeitet, in allem andern sich durch einen Arbeiter, mitunter durch zwei vertreten lassen; jeden wohlgemeinten Rat habe er abgewiesen mit der Bemerkung, das sei nicht mehr modern; übrigens habe er nur den Auftrag gehabt, die vorhandene Dekoration zu retuschieren; vor etwa 25 Jahren sei die Kapelle von mehreren einheimischen Künstlern gemalt und dekoriert worden; das damals herrliche Werk sei aber im Laufe dieser Jahre so sehr abgeblaßt, daß eine Auffrischung höchst wünschenswert erschien. Doch habe sich der jetzige Dekorateur nicht an die Bestellung gehalten, wie denn jeder Künstler etwas Neues zu schaffen wünsche.

Ich würde, meinte mein Freund, dem Hochwürdigen Klerus einen Dienst erweisen, wenn ich für einen weiteren Kreis nicht bloß diese Arbeit bespräche, sondern auch die Grundsätze zusammenfaßte, die bei der dekorativen Ausschmückung eines Gotteshauses in Betracht kommen. Die volle Wahrheit solle ich sagen; denn was über diese oder jene Malerei in den Zeitungen und Zeitschriften berichtet wird, sei in der Regel nur Schmeichelei an die Adresse dieses oder jenes Künstlers, als ob's bestellte Arbeit wäre.

Dem Wunsche des lieben Freundes soll hiermit entsprochen werden. Im Verlauf der Darstellung soll sogar das Zwiegespräch zum Teil zur Wiederholung kommen, das damals zwischen uns beiden gewechselt wurde.

1.

An erster Stelle stellt sich die Frage nach der Maltechnik. Und da können für eine Wandmalerei in Betracht kommen 1. Ölfarben, 2. Tempera, 3. Wachsfarben, 4. al fresco, 5. Kasein, 6. das Keim'sche Farbenmaterial. Aquarell und Gouache sind von vornherein auszuschließen, da diese als Malgrund nur Papier oder ein ähnliches Substrat haben.

Die Ölfarbe — mit Leinöl, Mohnöl, Nußöl als Bindemittel — behält, wenn sie getrocknet ist, genau dasselbe Volumen und Aussehen, welches sie vorher im frischen und nassen Zustand hatte, während bei allen andern Arten der Malerei die trockene Farbe ein anderes Aussehen hat als die nasse Farbe. In dieser Hinsicht setzt sie dem Können des Malers die wenigsten Schwierigkeiten entgegen und fordert darum eine weniger vollendete Technik als manche andere Malart. Außerdem gibt die Ölmalerei in bezug auf Farbe und den Charakter des Gegenstandes die feinsten Nuancen wieder. Die Malerpalette wurde darum um ein Erhebliches bereichert, als gegen 1410 van Eyck die Öltechnik wesentlich verbesserte. Doch nur für die Tafelmalerei sollte sie sich dauernd bewähren. Für die Wandmalerei, auf welche sie erst im 16. Jahrhundert von den großen Meistern der Renaissance angewendet wurde, eignet sie sich weniger. Jede Ölfarbe hat die Neigung nachzudunkeln bezw. nachzubräunen, namentlich dann, wenn sie gegen den Zutritt von Licht und reiner Luft abgeschlossen ist. Das Pflanzenöl — um das handelt es sich — ist übrigens wie die Pflanze selbst der Zerstörung unterworfen, und dieser Mangel an Festigkeit wird sich auf die Dauer am Werke selbst fühlbar machen. Lionardos wundervolles Abendmahl im Refektorium der Dominikaner zu Santa Maria delle Grazie in Mailand (1498) ist heute eine Ruine. Den ersten Grund zum Verfall legte der Künstler selbst durch die Anwendung der Ölfarbe.

Ähnliches hat man in der zur Besprechung stehenden Kapelle erfahren. Vor kaum 25 Jahren wurde von kundigen Händen die erste Malerei in Ölfarbe angebracht; dieselbe war im Laufe der Zeiten so abgeblaßt, daß das ganze wie in schmutziges Wasser getaucht aussah. Die Erfahrung hätte ein deutlicher Fingerzeig für die Anwendung einer andern Farbentechnik sein müssen. Es scheint doch unverzeihlich, alle 25 Jahre dieselbe hohe Summe zu verausgaben für die einfache Dekoration eines Gotteshauses, wenigstens dann, wenn sich die Notwendigkeit einer Erneuerung vermeiden läßt.

Welche Art wird in Anwendung zu bringen sein?

Die Temperamalerei? Sie wendet als Bindemittel Eiweiß, Eigelb, Gummi arabicum, überhaupt vegetalischen und animalischen Leim in verschiedener Mischung an. Auch ermöglicht sie eine scharfe Angabe der Linienführung und wegen der einfachen Technik einen zugleich edlen und feinen Ton. Sie war schon in der romanischen Zeit in Gebrauch, wurde seit 1350 nur mehr selten angewendet und gelangte erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts wieder zu größerem Ansehen.

Allein die Temperamalerei ist nur verwendbar in Räumen, die weder an großem Temperaturwechsel leiden noch irgendwelche Feuchtigkeit an oder in die Wände kommen lassen. Aus diesem Grunde waren die Mauern der erwähnten Kapelle nicht geeignet zur Aufnahme von Tempera. Der Hauch der vielen Anwesenden läßt sich als Feuchtigkeit auf den inneren Wänden nieder und wirkt zerstörend auf die Malerei ein; zudem zeigt ein Blick auf die unteren Mauerteile der Nordseite, daß Feuchtigkeit von außen oder vom Boden aus in dieselben eindringt, um das Zerstörungswerk fortzusetzen.

Ist es etwa die Ölwachsfarben-Malerei, welche hier ihre Anwendung hätte finden müssen? Von der eigentlichen Wachsmalerei oder Enkaustik, bei welcher die Farbe mit fließendem Wachs angemacht, warm aufgetragen und dann mit heißen Walzen und dergl. eingebrannt wurde, kann nicht die Rede sein, da diese in der altchristlichen Zeit öfters, im frühen Mittelalter häufig, seit dem 15. Jahrhundert seltener vorkommende Kunst später ganz verlorengegangen ist.

Die Ölwachsmalerei, eine Erfindung des Professors Andreas Muller in Düsseldorf, wird nicht selten zu monumentalem und dekorativem Schmuck in Verbindung mit der Architektur gebraucht. Sie stellt, ohne zu glänzen, den ganzen Farbenreichtum der Ölmalerei zur Verfügung. Doch widersteht sie nicht länger den Einflüssen der Witterung als die Ölfarbe; zudem fordert sie wie das Fresko eine sehr geübte Hand und ist darum für unseren in Betracht kommenden Zweck auszuschalten.

So wird denn also die Freskomalerei als die vorzüglichste sich aufdrängen. Wer an Remagen am Rhein vorbeikommt, wird es nicht unterlassen, die herrlichen, von Ittenbach, Deger und Muller geschaffenen Fresken in der Apollinariskirche sich anzusehen; in Aachen wird er die meisterhaften Fresken bewundern, mit welchen Rethel, Kehrer und Baur den Krönungssaal des auf den Grundmauern des karolingischen Kaiserpalastes erbauten Rathauses ausschmückten.

Die uns erhaltenen Wandbilder des Altertums, der Ägypter, Griechen, Etrusker, Römer sind Fresken, wie auch die altchristlichen Bilder der Katakomben. In Freskomalerei haben die italienischen Meister der

Renaissance unsterbliche Werte geschaffen. Später ging auch die Technik verloren. Von deutschen Künstlern — Cornelius, Overbeck — wurde sie in Rom gegen 1800 wieder ins Leben gerufen, ohne daß man indes die frühere Fertigkeit wiedergewonnen hätte.

Auf den frisch aufgetragenen Mörtelbewurf (al fresco) einer Wand werden die dafür geeigneten, nur mit Wasser angemachten Farben aufgetragen. Zu letzteren gehören solche Farben, die sich mit dem Kalk ohne Veränderung ihrer Natur verbinden, also meist erdige, nur einige aus dem Pflanzenreich. Das Bindemittel ist der kaustische Kalk des Mörtels, der sich in Verbindung mit der Luft derart verhärtet, daß die Wasserfarben weder trocken noch naß auslöschbar sind. Zwar ermöglicht die Freskomalerei schöne, harmonische Farbenwirkung, wie die Werke Rafaels und die Decke der Sixtina beweisen, allein Farbenglut, Transparenz, zarte Übergänge und Harmonie lassen sich beim Fresko wie etwa bei der Ölmalerei durch Übermalen und Lasieren nicht bewirken; darum nötigt sie, den Schwerpunkt der Darstellungen in die Zeichnung und Komposition zu legen und wird so ihrem Wesen nach das geeignetste Mittel für Wandmalerei. Wenn auch im Norden wegen des feuchten Klimas, zumal an offenen Stellen, die Dauer des Fresko eine geringere ist, so ist doch im allgemeinen diese Malart an Haltbarkeit wie auch an künstlerischer Wirkung bis jetzt nicht übertroffen.

Freilich entbehrt sie nicht der Schwierigkeiten. Da nur ein feuchter Untergrund dienen kann, muß das angefangene Stück an demselben Tage fertiggestellt werden; die naß aufgetragenen Farben sind dunkler als in trockenem Zustande, so daß der Künstler nur aus längerer Erfahrung wissen kann, wie sich die jetzt angebrachten Farben später ausnehmen werden; bei der stückweisen Ausführung kann der Maler nicht frei nach Skizzen arbeiten, sondern muß erst das Bild in Originalgröße auf Papier entwerfen, um es dann auf der Mauer zu reproduzieren, indes ein kleineres Farbenbild ihm das Kolorit angibt. Zudem stellt das Fresko bedeutend höhere Ansprüche an die Kasse des Bestellers als jedes andere Malverfahren.

Das mögen wohl auch die Gründe sein, warum heute abern als die Freskotechnik zurückgedrängt ist und man nicht allzuviele Künstler antreffen wird, die al fresco zu malen imstande sind.

Als Ersatz der Fresko-Wandmalerei wird wegen leichterer Herstellung in t r o c k e n e n Innenräumen öfters K a s e i n m a l e r e i angewendet. Als Bindemittel dient bei derselben das aus der Kuhmilch gewonnene Kasein mit Wasser und gebranntem Kalk. Allein da eine Kirche nur selten einen allzeit trockenen Innenraum darstellt, namentlich in

unseren Gegenden, so muß auch die Kaseinmalerei als probates Ausschmückungsmittel für das Gotteshaus in der Regel ausgeschaltet werden. Das ist wenigstens die Anschauung mancher Kunstkenner. Andere sind der entgegengesetzten Ansicht: es gebe Beispiele von sehr guter Konservierung, schlechter Zustand des Mauerwerkes und Feuchtigkeit, auch als Folge ungenügender Lüftung, ruiniere schließlich jede Malerei. Es scheint in der Tat, daß die Maler und technischen Arbeiter der sogenannten Beuroner Schule sich auf Kasein festgelegt haben. Nach den Erfahrungen des bekannten Fr. Notker soll das Kasein auf dieselbe Stufe zu stellen sein wie die Keim'schen Mineralfarben, vielleicht infolge besonderer Ingredienzien. Sicherlich würde der gewissenhafte Ordensmann es nicht gewagt haben, große monumentale, kostspielige Kirchenmalereien in minderwertiger Mischung auszuführen.

Nach Ansicht der meisten erscheint für die Kirchenmalerei die Mineralmalweise mit den sog. K e i m ' s c h e n F a r b e n alles in allem als die sicherste und beste. Sie geschieht al secco, d. i. auf trockenen Anwurf und ermöglicht sowohl eine genaue Zeichnung wie ein vorzügliches Kolorit. Über dem geglätteten Kalkgrund wird ein eigener Malgrund geschaffen und mit einer chemischen Flüssigkeit wiederholt durchtränkt. Auf diesen Grund werden die mineralischen Farben aufgetragen. Diese dringen in die Masse und werden, nachdem nach Fertigstellung das Bild durch eine Lösung von Wasserglas fixiert ist, wetterfest und unzerstörbar, so daß sie allen Einflüssen der Witterung andauernd Widerstand leisten. Dafür steht als Beweis die fünfzigjährige Erfahrung, welche dieses nach seinem Erfinder Prof. Dr. Adolf Keim benannte, von der Königlichen Akademie der bildenden Künste in München 1882 empfohlene Verfahren aufweist.

Bei der Keim'schen Technik sind alle der Verwesung entgegengehenden und entgegenführenden Stoffe, sowohl vegetabilische wie animalische, ausgeschlossen, und zwar sowohl im F a r b e n p u l v e r wie im B i n d e m i t t e l. Als Färbstoffe werden keine organischen, seien es pflanzliche (Holzlacke, früher Anilin) oder tierische (Cochenille-Lack) verwendet, sondern nur anorganische und damit feste und dauerhafte, Erd- oder Mineralfarben. Als Bindemittel dient nicht Pflanzenöl, Eiweiß, Kasein oder irgend ein anderes aus organischen Wesen gewonnenes und darum verwesliches Element, sondern ein Gemisch aus Mineralingredienzien: Kieselsäure, Flußspat, Zinkoxyd, Glaspulver, Stoffe, die sich beim Auftragen auf trockenen Verputz mit Kalk und Sand, namentlich mit kieselhaltigem Moselsand so fest verbinden, daß sie eine unzerstörbare gemeinsame Masse bilden. Diese reinen Mineralstoffe haben außerdem den Vor-

teil, daß sie im Gegensatz zum Öl usw. der Mauer ihre Durchlässigkeit wahren und der normalen Ausdünstung kein Hindernis entgegenstellen. Die Kosten stellen sich kaum höher als bei der Ölfarbe.

2.

Die unteren, der Erde nahen Flächen und Glieder fordern tiefere, dunklere Töne und Farben, während die Farben nach oben heller, weicher, duftiger werden. Diese Regel gilt für alle Bauglieder, seien es Mauern, Pfeiler oder Säulen, bei letzteren schon wegen des Sockels. Die Erde scheint an und für sich dunkel abgetönt: die ihr zunächst liegenden Bauteile dürfen in keinem zu großen Abstand von ihr stehen. Zudem muß der untere Teil die ganze Malfläche sozusagen tragen; darum bildet er das Fundament und muß als solches, soll er anders seinem Zweck entsprechen, mit einer gewissen Kraft und Stärke in die Erscheinung treten.

Wenn man aber fragt, welche Farben als hoch oder hell, welche als tief oder dunkel zu gelten haben, so bietet die Antwort weder dem Physiologen noch dem modernen Photographen irgendwelche Schwierigkeit. Schwarz, Braun, Blau und Violett sind als dunkle Farben anzusehen; die drei letzteren können durch ihre Verbindung mit Schwarz eine noch dunklere Nuancierung erhalten, wie auch dem Grün eine Schattierung ins Dunkel beigegeben werden kann. Setzt man den Lichtwert von Weiß mit 12 Punkten an, so hat Gelb 9, Orange 8, Rot 6, Grün 6, Blau 2, Violett 3, Schwarz 0 Punkte. Nach der Berechnung der Physiologen würde demgemäß Rot auf derselben Linie stehen wie Grün, denselben Lichtwert haben, auf dieselbe Entfernung sichtbar sein, und doch ist bekannt, daß helleuchtendes Rot auf eine größere Entfernung gesehen wird als ebenso kräftiges Grün. Wahr ist, daß Grün in größerem Ausmaß in der Natur vertreten ist als Rot, daß darum ein roter Gegenstand infolge des direkten Gegensatzes zu seiner Umgebung im allgemeinen auffälliger sein wird als ein güner. Trotzdem wird ein Übermaß von Kraft in Rot, wenn wir es mit Grün vergleichen, nicht abzuleugnen sein.

Das lehren denn auch die neuesten Errungenschaften der Photographie mit den farbenempfindlichen Platten. Bis vor kurzem war die orthochromatische Photographie etwas Unbekanntes: Violett und Blau wurden auf der Platte weiß wiedergegeben; Rot, Gelb und Grün erschienen fast wie Schwarz. Dadurch wurden beispielsweise die Sommersprossen im Angesicht anstatt vertuscht, noch mehr hervorgehoben; auch mußte die ganze Reproduktionsart ihrer Natur nach störend wirken, weil Blau und Violett für das Auge dunkle, Rot, Gelb und Grün dagegen helle

Töne sind. Infolge der farbenempfindlichen Platte ist heute der Photograph imstande, nicht bloß die Linien und Konturen der Gestalten, sondern auch den Lichtwert der einzelnen Farben wiederzugeben, indem etwa eine weiße Kamille in der Aufnahme weiß erscheint, eine gelbe Schwertlilie lichtgrau, eine rote Vase grau, ein grüner Fußboden tiefgrau, eine tief violettlich-blaue Vase tiefgrau oder schwärzlich. An der Hand dieser Angaben ist es leicht, die dunklen von den hellen Farben zu unterscheiden, ja den Eindruck, den die einzelnen Farben aufs Auge machen, genau anzugeben. Diese zweite Regel findet sich in der zu beurteilenden Räumlichkeit größtenteils beobachtet, indem der untere Teil der Mauern einen braunen, der höhere einen lichtgrauen, die Decke einen noch lichteren Ton aufweist. Aber auch nur für die Mauern ist dies der Fall. Denn „sehen Sie dort den Triumphbogen, der an und für sich wegen seiner mächtigen Architektur geeignet ist, eine vielsagende malerische Dekoration aufzunehmen. Die untere Hälfte desselben ist stilgerecht dekoriert, um so mehr, als er dieselbe Dekoration wie die sich anschließende Mauer aufweist; dann aber beginnt's im obern Teil dunkel zu werden, immer dunkler, als ob drohend schwarze Gewitterwolken tief am Himmel niederhingen. Ist das nicht der Eindruck, den die Wolken des Triumphbogens auf den Eintretenden machen?" „Ja, das haben schon mehrere gesagt, welche in's Gotteshaus eintraten, und nicht bloß solche, welche etwas von Kunst zu verstehen glauben."

„Sehr wahrscheinlich werden noch manche andere dieselbe Bemerkung machen, und es ist immer etwas Mißliches, für Fehler büßen zu müssen, die andere begangen haben, und wären es auch nur Kunstfehler."

3.

Als weiteres Gesetz muß gelten, daß der Charakter der baulichen Glieder auch möglichst durch den physiologischen Wert der Farben vertreten werde. In bezug auf die baulichen Glieder unterscheidet man tragende, stützende, zumal schwer belastete und getragene. Zu den ersteren gehören die Kragsteine, Pfeiler, Säulen und Lisenen, zu den letzteren die Decken, Gewölbe, Gurtbogen. Auch die Wände werden mit Vorteil meist zu den getragenen Partien gerechnet, eine Auffassung, die in der Gotik ihre volle Berechtigung hat, weil hier der ganze Aufbau wesentlich aus den Pfeilern, Säulen und Gewölben besteht, indes die Mauern nur als Füllwerk gelten. Aber auch bei den anderen Stilarten ist diese Auffassung ideell nicht unberechtigt, weil die Mauer ja auch — selbst im romanischen Stil — den Zweck hat, seitlichen Schutz zu gewähren, zu trennen, von der Außenwelt zu scheiden.

Anderseits erscheinen die dunkleren Töne als schwere, die hellen als leichtere Farben. Haben die Gewitterwolken dazu beigetragen, diese Anschauung und die damit verbundene Empfindung zu schaffen? Je dunkler die Wolken, desto tiefer steigen sie ob ihrer natürlichen Schwere auf die Erde nieder, während die helleren und leichteren sich hoch am Himmel bewegen.

Es liegt darum nahe, die tragenden Bauteile kräftiger zu betonen und mit den schwereren oder dunklen Farben auszuzeichnen, damit die Partien, die als tragend stärker, solider, widerstandsfähiger sind als die anderen, es auch zu sein scheinen; die getragenen werden demgemäß leichtere oder hellere Farben erhalten, Im großen ganzen hat der Maler diese Grundsätze bei der Dekoration dieses kleinen Gotteshauses eingehalten. Über die Mauern mit ihren leichteren Tönen im oberen Teil haben wir bereits gesprochen; die netten korinthischen, sich an die Lisenen anlehnenden Säulchen oder Halbsäulchen weisen eine dunklere Färbung als ihre nächste getragene Umgebung auf. Die Lisenen, jene viereckigen, vorstehenden, aufsteigenden Wandstreifen — zum Unterschied von den Pilastern ohne Kapitäl und selbständigen Fuß — tragen freilich dieselbe lichte Farbennuance wie die umgebende Wand. Ob mit Recht! Dürften sie vielleicht deshalb auf das dunklere Gewand verzichten, weil die ihnen vorstehenden Säulchen als eigentliche Träger auftreten, sie selbst darum als bloße Ornamente anzusehen sind? Allein ihrer Natur nach sind die Lisenen zum Tragen und Stützen bestimmt, aus ihnen hat sich der Strebepfeiler entwickelt, und immer erwecken sie wenigstens den Anschein des Tragens. Übrigens tragen hier die Lisenen nicht bloß das mächtig ausholende Kranzgesims, sondern auch die Gurtbogen der Spitzbogen-Tonnendecke. Ob sie deshalb nicht einen dunkleren Ton aufweisen müßten? Fügen wir hinzu, daß auch die K r a g s t e i n e, ihrer Aufgabe des Tragens entsprechend, kräftiger betont sein dürften.

4.

Bei der Wahl der Farben ist es von durchschlagender Bedeutung, daß ein e i n h e i t l i c h e r G r u n d t o n oder H a u p t a k k o r d festgehalten werde, der vor allem seiner Ausdehnung nach als maßgebend wirkt und auf den alle übrigen Töne und Kontraste bemessen sind. Vonnöten ist, daß eine harmonische Wirkung entstehe, und das um so mehr, als hier die Übergänge, die bei der Tafelmalerei so wichtig sind, großenteils fortfallen.

Aus der Farbenlehre sei hier nur bemerkt, daß die Farben, welche im Spektrum nahe beieinander liegen, ohne zu derselben Farbe zu ge-

hören, schlechte Verbindungen eingehen, selbst wenn sie um ein klein wenig vom satten Ton abweichen. So wirken in der Zusammenstellung nicht gut: Grün und Blau, Blau und Violett, Violett und Rot, Rot und Orange, Orange und Gelb, Gelb und Grün, wenngleich sich die Kombinationen von gleichem Abstand nicht in derselben Weise verhalten, indem z. B. Ultramarin und Grün ungünstiger wirken als deren Komplementärfarben: Orange und Rot. Auf den Grund dieser mangelhaften Verbindungen sei jetzt nicht eingegangen. Das Remedium aber liegt nicht ferne: Man trenne die streitenden Farben durch neutrale Konturen oder man lasse eine derselben bzw. beide in einem größeren Helligkeitsgrad oder auch als gebrochen auftreten.

Oft genügt eine Kleinigkeit, meint ein Künstler, um zwei Farben, die nicht miteinander harmonieren, in einen wundervollen Einklang zu bringen. Dieser dominierende einheitliche Farbenton läßt sich leicht s y m b o l i s c h ausdeuten, indem dadurch eine übernatürliche Idee veranschaulicht wird, ein Moment, das sinnige Künstler wohl zu verwerten wissen. So drückt die grüne Farbe (etwa im Langhaus) die Hoffnung auf die himmlischen Güter aus, das Erbteil derjenigen, welche gläubig in das Gotteshaus eintreten, indes das vorherrschende Rot (etwa im Chor) unsere Liebe zum heiligsten Sakrament wie auch die Liebe des Erlöserherzens widerspiegelt.

Wenn auch letzteres Moment in unserer Kapelle fehlt, so ist doch erstere Regel eingehalten. Als Grundton gilt das neutrale Grau, eigentlich Lichtgrau, von dem aus die übrigen Farben keinen Mißklang ergeben. In unmittelbarer Verbindung, fast in derselben Stärke und Ausdehnung, sehen wir Braun und tiefes Grün, Braun und Grau, Gold und Caput mortuum: alles gute Verbindungen. Leider fehlt an den beiden Seiten des Triumphbogens der Übergang von den schwarzdunklen Wolken in die lichte Steinzeichnung hinein sowohl was das Kolorit als was das Ornament betrifft. Leicht wäre es gewesen, den verbindenden Fries zu zeichnen oder noch besser, dem unteren Teil des Triumphbogens eine andere Dekoration zu geben als den umliegenden Mauern. In letzterem Falle dürfte die Ausschmückung an Schönheit nicht wenig gewonnen haben.

5.

In betreff der Farbennuancen (hell oder dunkel) sind die L i c h t - u n d S c h a t t e n v e r h ä l t n i s s e des Raumes zu berücksichtigen. Für lichtschwache Räume empfiehlt sich in der Regel eine tiefer gehaltene Farbengebung, die allerdings nicht allzu tief sein darf, während in hellen

eine lichtere und frischere zweckmäßig ist, so daß als Norm gilt: Hell zu hell, dunkel zu dunkel. Der Grund liegt in der verschiedenen Einwirkung der Lichtstrahlen. Mit den helleren Farben verbindet sich vorteilhaft das Sonnenlicht, mildert sogar das zu Grelle und Harte. Das wußten die Meister der Renaissancebauten gar wohl. Durch die hellen, unbemalten Fenster fiel das Sonnenlicht auf das Gold ihrer Ornamente im Innern des Domes und erzeugte darin eine Pracht und Wärme, die geradezu feenhaft wirkte. Im milden Dämmerlicht erscheinen dunkle Töne tiefer, durchsichtiger und saftiger; ein helles starkes Licht liegt auf dunklen Farbentönen wie ein grauer Schimmer, erschwert dem Auge das Erkennen der Nuancen und stört somit die farbige Wirkung. Das weiß übrigens jeder, der Bilder mit verschiedenen Farben in einem Schaufenster auszustellen oder in einem Zimmer aufzuhängen hat: die Hellen ins Licht, die Dunkleren in den Schatten.

In manchen Kirchen ist das Chor oder eine Nebenkapelle wegen der gemalten Fenster dunkler als das Längsschiff, in anderen heller aus dem entgegengesetzten Grunde. Dieser Unterschied wird in den dunkleren, mehr gedämpften oder lichteren Farbentönen sein Echo finden. Freilich darf in einer schon dunklen Räumlichkeit die tiefe Farbe nicht so dunkel sein, daß der Raum zum Lesen ungenügend Helligkeit bietet. Aus ähnlichem Grunde kleidet man dunkle Zimmer in helle Tapeten, während man hell beleuchtete ohne Skrupel mit dunklen ausstattet.

Alles in allem ist auch diese Regel in der Dekoration der Kapelle eingehalten worden. Es war ein glücklicher Gedanke, die Fensteröffnungen nicht mit dunkel bemaltem Glas abzuschließen und damit dem Sonnenlicht den Zutritt zu verwehren. Voll und ungehindert dringen die Strahlen ein und ermöglichen selbst am frühen Morgen und späteren Abend das Lesen im Gebet- oder Erbauungsbuch. Sehr zu bedauern ist, daß manche unserer Kirchen infolge der dunklen Glasfenster einem unterirdischen Keller als einem lichten Raume näherstehen. Und die Heiligenfiguren, die man mitunter in diesen gemalten Fenstern antrifft! Der Helligkeit des Raumes entsprechend sind in hiesiger Kapelle mit Vorzug lichte Farbennuancen angewendet; das Presbyterium, das infolge der drei gemalten Fenster dunkler ist, trägt auch dunklere Farbentöne. Allein störend treten uns auch wieder die dunklen Gewitterwolken am oberen Triumphbogen entgegen, obschon der ganze Raum tagsüber vom hellsten Licht durchflutet wird.

6.

Die Architektur wird die Königin der bildenden Künste genannt, insofern sie für Malerei, Plastik und Kunstgewerbe bestimmend und be-

herrschend sein muß. Wenn auch dieser Satz heute wohl kaum bestritten wird, so wird derselbe doch in der Praxis oft genug verleugnet und in Frage gestellt. Das Innere der Kirche stellt sich als ein von der Architektur geschaffener Raum dar, der bereits eingehendste Gliederung und bis zu einem gewissen Grade Schmuck aufweist. Diese in der Architektur liegende Dekoration mit ihren Linien bildet die Grundlage, das feste unverrückbare Schema für jede weitere Ornamentation.

Daraus folgt: a) Die monumentale Dekoration darf die konstruktiven Linien nicht zerstören oder aufheben. Um den für die Malerei nötigen Raum zu gewinnen, dürfen keine architektonischen Motive geopfert bzw. weggehauen werden. Diese Regel vergaß der Barock; er ebnete die Kanten der Gewölbekappen aus, um für Deckenmalereien möglichst große Flächen zu erhalten oder dekorative Reliefe anzubringen.

b) Die Dekoration soll so angelegt sein, daß die architektonischen Glieder noch klarer und bestimmter hervortreten. Darum erhalten die Gurtbogen, die Gewölbenischen andere Farbe als die Kappen; dasselbe gilt für die Lisenen, die Dienste in den Säulen usw. Dadurch, daß der malerische Schmuck die konstruktiven Linien zu heben und zu beleben sucht, gelangt die Architektur zu höherer Wirkung; aber auch die Malerei, zumal die figurale, gewinnt durch diese innige Verbindung mit den baulichen Formen an Größe und Würde des Ausdrucks.

c) Wenn notwendig oder opportun, wird die Malerei die Architektur ergänzen. In der Zeit des Barocks wurde der Altaraufbau mit seinen Säulchen und gebrochenen Linien nicht selten durch eine täuschend ähnliche Malerei an der Wand ersetzt. Die Sixtinische Kapelle im Vatikan, deren Bemalung Michelangelo oblag, hatte ein ungegliedertes Tonnengewölbe; der Künstler schuf eine aufgemalte, ideelle Architektur mit reicher Gliederung, in deren Flächen er die Bilder verteilte. Im Chor der Kathedrale von Luxemburg mußte in der Mitte der zu bemalenden Fläche eine ideelle Lisene angebracht werden, weil die darüber schwebende Konsole den Eindruck erweckt hätte, als erdrücke die schwere Last des Gewölbes die Decke des anzubringenden Hochzeitssaales bzw. Tempelraumes. Wegen der Teilung des Bildes entstanden nun neue Schwierigkeiten, die der Künstler, Fr. Stummel, meisterhaft zu lösen verstand.

Was das kleine zur Besprechung stehende Gotteshaus betrifft, so muß man gestehen, daß ein architektonisches Moment nicht zerstört wurde, daß im Gegenteil das fehlende Kaffgesims unter den Fenstern durch die Dekoration ersetzt ist, ja daß im großen ganzen die architektonischen Bauglieder zur Genüge hervorgehoben sind: die Kapitäle, der

Säulenfuß mit Wulst und Hohlkehle, die Postamente, das Kranzgesims, die Gurtbogen der Decke, die Gewölberippen im Chor.

7.

Die Flächen, wie ungleichartig sie auch gestaltet sein mögen, sind in passender Weise zu teilen und zu gliedern, nicht nach Willkür, sondern möglichst nach den Andeutungen, die entweder in der Architektur schon liegen oder die mit Geschick in dieselbe hineingelegt werden. Ja, falls der Raum nur aus Wandflächen besteht, müssen erst in Nachahmung der Architektur mehr oder weniger breite Streifen geschaffen werden, um dem Auge die Übersicht zu ermöglichen und zugleich Ruhepunkte für dasselbe zu schaffen. Der Geist verlangt die Zerlegung in Teile, nicht minder das Auge. Für die obere Fläche kommen in Betracht: Steinimitation, Rahmenwerk mit oder ohne Ornament als Füllung usw.

Für die unteren Flächen können je nach den Umständen verwertet werden: Quaderwerk, Marmorimitation, getönter Granitsockel, Mosaik, farbige Plättchen mit oder ohne ausfüllendes Ornament, Tafelwerk in Holz oder in Polychromie, wirkliche oder gemalte Teppichmuster, gemalte Vorhänge. Im Chor tritt naturgemäß ein schönerer und kostbarerer dekorativer Schmuck auf als im Langhaus oder in den Querschiffen. In früheren Zeiten wurden häufig Teppiche, d. h. gewebte, gewirkte, gemalte oder gestickte Decken nicht bloß zum Verschluß der Fenster und Türen, als Rücklaken der Chorstühle usw., sondern auch zum Behängen der Wände (Umhänge) und Pfeiler gebraucht. Mit Teppichen bekleidete man u. a. die vier Seiten des Altartisches, wenigstens dann, wenn derselbe an sich ganz schmucklos war. Darum haben bei der Ausschmückung des Gotteshauses sowohl wirkliche als gemalte Vorhänge und Teppiche ihre Berechtigung.

Manche wollen allerdings die farbigen Plättchen im Innern des Gotteshauses nicht dulden, lassen dieselben höchstens für den Eingangsraum des Glockenturmes oder für das sog. Paradies zu.

Der Teppich bzw. Vorhang teilt dasselbe Los. Ohne Schwierigkeit wenden die meisten Künstler ihn in der Praxis an, wie sie ihn theoretisch verfechten, verstehen es sogar, ihn zu einem prächtigen Ornamentstück zu gestalten, das man nicht vermissen möchte. Einige andere können sich nicht recht damit befreunden, nennen ihn ein Aushilfsmittel für ideenlose Maler und wagen ihn nur in äußersten Fällen, wie sie angeben, zur Anwendung zu bringen.

Immer aber, wenn der Teppich oder Vorhang auftritt, soll er klar, schön abgerundet, in angemessenem Kolorit, in allem vollkommen er-

scheinen. Nicht ohne Grund soll diese Bemerkung eingeflochten sein. Zugleich möchten wir auf den Unterschied zwischen Vorhang und Teppich aufmerksam machen, der darin besteht, daß der erstere im oberen Teil Falten aufweist, deren der letztere wegen der ihm eigenen Steifheit entbehrt.

Am meisten hängt die Decke in ihrer Ausschmückung von dem gegebenen Raume ab, da gerade diese je nach den verschiedenen Baustilen eine große Varietät aufweist. In hiesiger Kapelle haben wir eine Tonnendecke vor uns, die an und für sich mehrere Dekorationsarten zuläßt.

Die italienische Frührenaissance hat zuerst die Decke durch perspektivische Malerei geöffnet und gewissermaßen den Blick in endlose Räume gestattet. Bis ins 19. Jahrhundert hinein hat ihr Verfahren Nachahmer gefunden, ist aber heute außer Gebrauch gekommen.

Im übrigen können in Betracht kommen: Das sternenbesäte lichtblaue Firmament, wie es im Mittelalter und schon bei den Ägyptern vielfach üblich war; — geometrische Abteilungen, wie die Römer sie gerne sahen, speziell Kreis- oder Linearabteilungen, wie sie in den Katakomben häufig vorkommen, oft mit dekorativen Pflanzen und Figuren in den Feldern; — Rankenwerk, Einteilung in Teppiche, in deren Felder Heiligenfiguren oder zyklische Szenen Darstellung finden, wie sie das Mittelalter ebenfalls kannte; — einfache Ornamentenmuster, etwa Kreuze, Blumen usw. auf farbigem Grund mit den von der Architektur gegebenen Abteilungen.

Letztere Dekorationsart trägt die Decke hiesiger Kapelle. Gelbe Kreuze auf lichtgrauem Grunde zwischen den reich dekorierten Gurtbogen: einfach, doch edel, vornehm und ruhig.

(Fortsetzung folgt.)

DONATUS ALS RHEINISCHER GEWITTER- UND FEUERPATRON.

Von Prorektor Andr. Schüller (Boppard).

Mannigfaltige übernatürliche Schutzmittel wandte das Volk gegen Blitz und Feuersbrunst an. In geheimnisvoller Schauer stand es diesen noch unerklärten Naturmächten gegenüber. Beim offenen Herdfeuer, bei den Holz- und Fachwerkwänden, bei den Strohdächern waren Brände häufiger als heute. Primitiv waren die Bekämpfungsmittel. Da der Mensch ganz transcendental eingestellt war und so in jeder Not zunächst Hilfe vom Himmel erwartete, richtete sich auch bei den entfesselten Naturgewalten zuerst der Blick nach oben. Um einige im Rheinlande, besonders in der Eifel[1], übliche übernatürliche Bekämpfungsmittel anzuführen: Im Mittelalter pflegte man die Flamme zu bannen, indem man ein geweihtes Meß-Corporale gegen sie aussteckte. Im 17. und 18. Jahrhundert erteilte der Priester den Segen mit dem Sanktissimum oder mit einer Partikel des hl. Kreuzes gegen den Brand. Auch schüttete man gesegnetes Wasser in die Flammen. Uebrig geblieben ist heute noch in manchen Gegenden der unausrottbare Bauernglaube, der Pfarrer könne durch Umschreiten des Feuers das Weitergreifen desselben bannen. Auf Strohdächern ließ man gerne die Fetthenne wuchern, denn sie wehrte den Blitz ab. Sodann bildete der „Krutwösch" (der an Mariae Himmelfahrt gesegnete Kräuterstrauß) ein Schutzmittel gegen den Blitz. Teile desselben wurden beim Gewitter verbrannt. Zweige des Haselstrauches pflegte man beim Gewitter vors Fenster zu hängen, weil Maria bei ihrem Gang zu Elisabeth sich bei einem Gewitter unter einen Haselbusch geflüchtet habe. Allgemein wurden die Glocken gegen das Wetter geläutet. Der Feuersalamander wurde, um die Flammen zu dämpfen, in brennende Häuser geworfen. Am Johannistage warf man, während die Glocken läuteten, Kränze aus bestimmten Blumen und Kräutern auf die Dächer, um sie gegen Blitz und Brand zu schützen. Am Niederrhein waren es Nußbaumzweige, die zu demselben Zwecke über der Türe aufgehängt wurden. Gesegnete Kerzen wurden beim Gewitter angezündet. Das Johannisevangelium wurde dann bei brennender Kerze verlesen. Zu Walberberg (wo Stab und Hirnschale der hl. Walpurgis aufbewahrt wurden) verteilte man Walpurgisbrot als Schutzmittel gegen den Blitz. Die Reihe der übernatürlichen Mittel ließe sich vermehren. Ebenso ließe sich eine Reihe von Wetter- und Feuerheiligen charakterisieren.

Vom Jahre 1652 an trat nun, von Münstereifel ausgehend, der urchristliche Martyrer Donatus besonders im Rheinlande als neuer Blitz- und Feuerheiliger auf.

Es bestand[2] zu Münstereifel eine Jesuitenniederlassung seit dem Jahre 1625. Bald nach dem Westfälischen Friedensschlusse im Jahre 1649 wurde sie von einer Residenz zum Range eines Kollegs erhoben. Sofort plante man nun einen Kirchen- und Klosterneubau. Aber die Armut der Nachkriegszeit zog die Verwirklichung hinaus. Erst im Jahre 1652 konnte der Grundstein zum Kollegbau und 1653 der zur neuen Kirche gelegt

[1] Siehe A. Wrede, Eifeler Volkskunde, Bonn 1922, S. 41, 73, 164.

[2] B. Duhr, Geschichte der Jesuiten... Freiburg 1913, II 1, S. 118, III S. 37.

werden. Aber erst im Jahre 1668 war die Kirche vollendet; im Jahre 1670 wurde sie vom Kölner Weihbischofe Peter von Wahlenburg zu Ehren des heiligen Donatus konsekriert. Das Jesuitenkolleg Münstereifel zählte im Jahre 1650 23 Personen, und zwar 14 Priester, 3 Magister und 6 Laienbrüder. In allen späteren Zeiten weilten im Kolleg rund 20 Personen, von denen etwa ein Dutzend Priester waren. Die Jesuiten leiteten ein Gymnasium, das damals etwa 200 Schüler zählte, ferner fünf Sodalitäten. Ein Spezifikum des Münstereifeler Kollegs war die Seelsorge der Wallfahrten auf den Michelsberg. Seit 1705 war dem Kolleg die Eifelmission angegliedert, eine Stiftung zur dauernden und regelmäßigen Abhaltung von Volksmissionen in dem Jülichschen Teile der Eifel.

Die Jesuiten spielten jetzt für weite Striche der Eifel eine ähnliche Rolle, wie seit dem 12. Jahrhundert das Kollegiatstift und seit dem 9. Jahrhundert dessen Vorgänger, das Benediktinerkloster, gespielt hatte. Das Stift hatte von dem Kloster die dort seit 844 aufbewahrten Gebeine der Märtyrer Chrysanthus und Daria übernommen. Als Gegenstück besorgte sich jetzt das Jesuitenkolleg für seine neue Kirche durch die hohen Beziehungen seines Ordens in Rom von dort die Gebeine des Märtyrers Donatus. Dieser neue Heilige wäre für die Zukunft nur für Münstereifel selbst in Betracht gekommen, er wäre ebenso bedeutungsarm geblieben wie Chrysanthus und Daria und wie hunderte andere unbekannte urchristliche Märtyrer, deren Gebeine im Laufe der Zeit von Rom aus über die ganze Welt ausgesät wurden, wenn der Zufall ihn nicht zum Gewitterpatron gestempelt hätte[3].

Donatus heißt der (von Gott) Geschenkte, ähnlich wie Theodor, Atheodat und dergleichen. Auf seinem im Jahre 1646 zu Rom auf dem Cömeterium der heiligen Agnes aufgefundenen Grab waren ein Schwert und ein Palmzweig eingemeißelt. Die Aufschrift lautete: Sancti Donati Martyris. Die Gebeine, bei denen noch einige kleine Zugaben lagen, wurden von dem Papste Innozenz X. dem Jesuitengeneral P. Goswin Nickel geschenkt, der aus der niederrheinischen Ordensprovinz stammte, lange Zeit zu Köln und sonstwo im Rheinlande gewirkt hatte und für seine Heimat auch in Rom ein lebhaftes Interesse bekundete. P. Goswin Nickel bestimmte nun die Gebeine des heiligen Donatus für die neuzuerbauende Kollegkirche zu Münstereifel. Die Reliquie wurde im Jahre 1652 zunächst von Rom nach dem Mutterkloster der niederrheinischen Ordensprovinz in Köln gebracht, um von hier aus nach Münstereifel überführt zu werden. Wesentlich mehr steht von der Vorgeschichte der Donatus-Reliquie nicht fest.

Im Gefolge der Übertragung der Reliquie im Jahre 1652 trat nun ein zufälliges und nicht allzu seltenes Naturereignis ein, das den ersten Anstoß dazu abgab, Donatus zum Gewitterpatron zu stempeln. Am 29. Juni waren die Gebeine von Köln bis nach Weingarten gebracht worden. Von hier aus sollte am folgenden Tage die Reliquie in feierlichem Zuge nach

[3] Unsere Quellen sind: Kölner Stadtarchiv, J. H. 642—657 (Literae annuae); J. H. 685 (Annalen des Koblenzer Kollegs); J. H. 719 (Volksmissionsberichte); J. H. 637 (Reiffenberg I). Die Quellen sind alle chronologisch geordnet. Es lassen sich also unsere Angaben leicht nachweisen. Literatur: Gedruckte Literae annuae 1652, 1653; Reiffenberg II; Bertholet, v. Stramberg; Katzfey; Plönnis; De Lorenzi.

Münstereifel überführt werden. Es ereignete sich nun folgender Zwischenfall, der aber die Überführung selbst wenig berührte. Wir erzählen ihn, allerdings in verkürzter Form, nach dem Berichte (gedruckt in den Literae annuae 1652) des davon betroffenen Paters Herde. Dieser war am 29. Juni von seinem Kolleg Münstereifel nach Euskirchen geschickt worden, wo er Sonntags-Sommerkatechese zu erteilen pflegte, um dort eine Prozession zu organisieren, sie der Reliquie nach Weingarten entgegenzuführen und sie von dort nach Münstereifel zu geleiten. Am Morgen der Übertragung (am 30. Juni) um 3 Uhr las nun P. Herde in der Euskirchener Pfarrkirche die heilige Messe. Während derselben brach ein furchtbares Gewitter aus, so daß sogar die heilige Hostie bei der Elevation elektrisch erstrahlte. In seiner Not wandte sich der Pater innerlich an den heiligen Donatus um Hilfe. Als er aber sich umdrehte, um am Schlusse den Segen zu erteilen, wurde er vom Blitz getroffen. Wie eine Kugel lief der Blitz an seiner rechten Brust herab. Er versengte Meßgewand, Sutane und Unterkleidung und ebenso die Brust. Auch auf dem Rücken liefen Spuren bis zu den Fußsohlen hinab. Gleichzeitig prasselte Gestein vom Gewölbe herab. Der Pater wurde zu Boden geschleudert, stand aber bald wieder auf, kniete nieder und forderte unter Tränen die Gemeinde zum Dankgebete auf; der Schluß seiner Improvisation lautete: Heiliger Märtyrer Donatus bitte für mich. P. Herde war also von dem Blitzstrahl nicht schwer verletzt. Gegen Mittag war er, ohne ein Balsammittel oder eine Salbe angewandt zu haben, wieder derart zu Kräften gekommen, daß er nüchtern von Euskirchen nach Münstereifel, also ungefähr drei Wegestunden, zu Fuß ging. Die beabsichtigte Prozession zur Begleitung der Reliquie allerdings unterblieb. Zu Hause litt P. Herde noch acht Tage an Brand in der Brust und an großem Durste. Es wurde ihm gesegnete Milch gereicht, er wurde mit einem wundertätigen Kreuzchen (crux Caravacensis, crucula Caravacana) und mit dem Schädel des heiligen Donatus berührt. Sofern begann die Heilung. Der Schluß des (später verfaßten) Berichtes lautet: „Er (P. Herde) behauptet, dem heiligen Donatus Leben und Gesundheit zu verdanken; nicht wenige wählten nun den Heiligen gegen Unwetter und Blitz zum Patron."

Die Übertragung der Reliquie nach Münstereifel gestaltete sich überaus festlich. Dafür hatten die Jesuiten, aber auch im Auftrag des Landesherrn, des Kurfürsten von Pfalz-Neuburg in Düsseldorf, der Amtmann Johann Friedrich von Goltstein, gesorgt. Ein vierspänniger sinnig gezierter Triumphwagen fuhr die in eine kostbare Theka (Kiste) gebettete Reliquie, zwei Geistliche im Ornat gingen zur Seite, Honoratioren, Beamte, Geistliche, Bürgermiliz und unzähliges aus der Stadt und aus den weitesten Gebieten der Eifel zusammengeströmtes Volk folgte. Kurz vor der Stadt Münstereifel drohte ein Gewitter das Fest zu stören; aber der Himmel hellte sich — auf die Fürbitte des hl. Donatus hin, wie man später behauptete — auf. Aus Münstereifel kam dem heiligen Donatus eine Prozession entgegen, gebildet aus der Schuljugend, dem Gymnasium, den Sodalitäten, den Münstereifeler Kapuzinern, den Stiftsherren, welche die Reliquien ihrer Märtyrer Chrysanthus und Daria mit sich führten. Drei Abgesandte des Pfalz-Neuburgischen Kurfürsten und Mitglieder des Ritterordens trugen Kerzen. Der Schrein des heiligen Donatus wurde nun von zwei Jesuitenrektoren getragen.

Unter Büchsen- und Böllerschüssen wurde die Reliquie zunächst auf einem Altar im Freien aufgestellt. Bei den Fundamenten der neu zu erbauenden Kirche wurde die Theka geöffnet und die Gebeine wurden dem Volke gezeigt. Es folgten Amt, Segen, Te Deum und dergleichen. Die ganze Oktav hindurch strömten viele Wallfahrer zusammen. Der Oktavtag wurde wieder ganz besonders feierlich begangen. An ihm kam Euskirchen in Prozession hinzu. Auch ein „Drama" wurde vom Gymnasium zu Ehren des hl. Donatus aufgeführt.

Nicht sofort nach Übertragung der Reliquien und dem Zufall mit Pater Herde wurde Donatus als Wetterpatron betrachtet. Eine kleine Weile allerdings nur brauchte die Entwicklung. Die Literae annuae 1653 noch preisen ihn als Helfer in aller Not, bei Steinleiden, Blutfluß, Kopfschmerz. Der Gattin des Amtmanns Friedrich von Goltstein, Antonette Hatzfeld, schickte der Rektor des Münstereifeler Kollegs die Reliquie in ihre Wohnung. Sie wurde im Schlafzimmer der Kranken auf einem Altare aufgestellt. Antonette gelobte Donatus „ein silbernes Kleid", küßte den Schädel und wurde gesund. Ein Jesuit wurde dadurch von Kopfschmerzen befreit, daß er das Bild des Heiligen sich auflegte. Ein anderer Jesuit kam krank von einer Missionsreise zurück. Er gelobte, so viele Messen zu lesen, wie der Name Donatus Buchstaben hat. Er ward gesund. — Schon bald jedoch tritt Donatus in derart mannigfaltigen Nöten zurück, und er beginnt, sich auf Schutz bei Blitz und Unwetter zu spezialisieren. Die unsäglich schlimmen Drangsale und Schicksale des 30jährigen Krieges hatten das Volk verwildert. Aberglauben und Wundersucht waren ins Kraut geschossen. Gerade bei seinen irdischen Interessen klopfte der Bauer an den Türen der Heiligen an; materielle Hilfe sollten sie ihm bringen, vor allem Schutz der Gesundheit und der Ackerfrucht. Im 16. Jahrhundert war der Jesuitenorden im Rheinlande nüchtern und kritisch. Jetzt aber war auch er von der allgemeinen Heiligen- und Wundersucht angesteckt. So ist es wenigstens einigermaßen zu verstehen, daß das Volk das zufällige Vorkommnis mit P. Herde aufgriff und Donatus zum Gewitterpatron stempelte. Die Münstereifeler Jesuiten begünstigten und verbreiteten diese Auffassung zur Glorifizierung ihres neuen Lokalpatrons. Ein zufälliger Umstand half mit. So naiv es klingen mag: Es kam vor, daß der Ähnlichkeitsklang eines Namens die Wundersucht begünstigte. Daher wurde z. B. das Eifeldorf Auw (im Dialekt klingend wie Auge) zur Gnadenstätte gegen Augenleiden. So mag das Volk schon den Namen Donatus mit Donner in Verbindung gebracht haben. Nachdem dann der unbekannte urchristliche Märtyrer Donatus nun einmal zum Blitz- und Donnerpatron gestempelt war, begann das Rankwerk der geschäftigen Legende sich auszubreiten. Nur die wesentlichsten Züge derselben wollen wir mitteilen: Eine vornehme und reiche römische Offiziersfamilie war kinderlos. Das Ehepaar gelobte Christ zu werden, wenn ihm ein Sohn geschenkt werde. So geschah es. Das Kind wurde daher Donatus (der Geschenkte) genannt. Herangewachsen, wurde der Sohn Offizier der XII. Legion. Als diese in der höchsten Not des Verschmachtens dem Feinde gegenüberstand, ließ Donatus die Christen des Heeres um Regen beten. Ein plötzlich hereinbrechendes Gewitter brachte Rettung. Daher führte von nun an die XII. Legion den Namen Legio fulminatrix. Als Donatus später Oberster der kaiserlichen Leibwache war,

verliebte sich die Enkelin des Kaisers Mark Aurel in ihn. Donatus aber lehnte eine Verbindung ab, weil er Jungfräulichkeit gelobt hatte. Der erzürnte Kaiser ließ nun auf die Intrigen seiner verschmähten Enkelin hin (178) seinen Obersten Donatus enthaupten.

Auf die Propaganda des Jesuitenordens hin wanderte nun die Verehrung des heiligen Donatus als Wetterpatron durch das ganze Rheinland (vorzüglich aber durch die Eifel und das Luxemburger Gebiet), ja bis zu entfernten Ländern. Von jetzt an wird alljährlich in den Jahresberichten mancher Kollegien, Residenzen, Missionsstationen und Volksmissionen der niederrheinischen Jesuitenprovinz Donatus, seine Verehrung und Hilfe rühmend erwähnt. Er ist in den Berichten fast eingereiht in die Liste gewisser Jesuitenspezifika, wie in den Ignatius-, Xaverius-, Aloisius-, Franz-Regis- usw.- Kult, wie in die Verehrung der Unbefleckten Empfängnis und später des Herzens Jesu. Auf der Emsländer Mission werden z. B. 1692 und in den folgenden Jahren Hunderte seiner (wohl angerührten) Bilder verteilt. Trotzdem konnte sich Donatus auch im Orden als Wetterpatron niemals restlos durchsetzen. Dem stand verschiedenes im Wege. Zunächst wurde die im Orden herrschende Sitte, bei Feuersbrunst mit dem Sanktissimum über die Flammen den Segen zu erteilen, auch fernerhin beibehalten. So geschah es z. B. im Jahre 1695 zu Siegen, als die Hälfte der Stadt niederbrannte, angeblich auf die Bitten der Protestanten hin. Als zu Geist im Jahre 1701 bereits eine Scheune abgebrannt war, erteilte der Pater Rektor zur Rettung des Kollegs über das Feuer mit dem Sanktisismum den Segen. Sofort schlug nun der Wind um. Ähnlich zu Bremen im Jahre 1729, ähnlich wiederum zu Siegen bei dem Brande im Jahre 1733, der 16 Häuser verzehrte. „Beim Segen knieten sich auch sehr viele Protestanten nieder und entblößten das Haupt." Sodann erfreute sich der Orden selbst bereits eines Wetterpatrons. Es war dies Franz Xaver, der Genosse des heiligen Ignatius und Mitbegründer des Ordens, der Apostel Indiens und Japans. Da er auf seinen Seefahrten schwere Stürme erlebt hatte, galt er in der Ordensseelsorge besonders als Patron gegen Unwetter. Manche Beispiele aus der niederrheinischen Jesuitenprovinz ließen sich dafür anführen[4].

Obschon so die Jesuiten zwischen Xaverius und Donatus die Wahl hatten, scheinen sie bei manchem gefährlichen Brande keinen von beiden in Anspruch genommen zu haben. Überhaupt keine übernatürliche Anrufung der Jesuiten wird erwähnt bei einem Brande zu Essen 1706, im Dorfe Weyberg bei Düren, wo 1709 zwanzig Häuser abbrannten, zu Warendorf 1741, wo angeblich 300 Häuser den Flammen zum Opfer fielen (die Jesuiten trösteten u. a. in der Predigt und sammelten Geld), zu Neuß, wo im Jahre 1741 ein Turm der Quirinuskirche, vom Blitz getroffen, mit fünf Glocken in Asche sank. „So fiel der hohe Turm, die Zierde der Stadt und des ganzen Vaterlandes. Überall im Lande, in den entferntesten Orten, konnte man ihn erblicken. An Höhe kam ihm kaum ein anderer Turm in Deutschland gleich" usw. Auch sonst richtete das Feuer an dem ehrwürdigen Bau großen Schaden an. Die Jesuiten leisteten beim Löschen wesentliche Hilfe. Ähnlich wurde im Jahre 1759 die Jesuitenkirche zu Münster vom Blitzstrahl

[4] Es wird dies später in einer eigenen Arbeit über den hl. Franz Xaver geschehen.

getroffen. Es wird berichtet, daß mitten im Flammenmeer das Muttergottesbild unversehrt dastand. Zu Elberfeld brach im Jahre 1767 im dichtesten Häusergewirr ein gefährlicher Brand aus. Die Jesuiten beteiligten sich an den Löscharbeiten und ernteten das Lob des Stadtrates und der Protestanten. In der Jesuitenresidenz Essen brach im Jahre 1769 ein Brand aus. Die Protestanten erschienen zuerst und löschten mit ihren „Sipfons" (die ersten Feuerspritzen). Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß selbst im Jesuitenorden Donatus als Feuerpatron nicht vollauf durchdrang.

Der Mittelpunkt der Donatusverehrung war natürlich Münstereifel. Fast alljährlich wird in den Jahresbriefen über Donatus berichtet. Im Jahre 1704 zählte man am Donatusfeste allein in der Jesuitenkirche 2000 Kommunionen. Ähnlich in den folgenden Jahren. Im Jahre 1707 kamen zum Feste 14 auswärtige Prozessionen an, 1746 waren es deren 17. Öfter wird auch in den späteren Jahren der ungeheuer starke Konflux hervorgehoben sowie das unerschütterliche Vertrauen auf Donatus als den Schirmer bei Unwetter, Blitz und Feuer. Das ganze Jesuitenkolleg pflegte an den Tagen der Donatusprozessionen von morgens 4 Uhr an bis nach Mittag Beicht zu hören; manchmal mußte deshalb das Mittagessen hinausgeschoben werden. Der Zustrom des Landvolkes setzte sich nach der Festoktav noch einige Sonntage und Wochen hindurch fort. Auch an den anderen Hauptfesten des Jahres (1698) kamen die Bauern „aus der ganzen Eifel" mit ihren Pfarrern[5]. Zu allen Zeiten des 18. Jahrhunderts ist in den Jahresberichten immer wieder von den großen Volksmengen die Rede, die zu den Gebeinen des Wetterheiligen pilgerten; es wird hervorgehoben, daß Münstereifel an den wichtigsten Wallfahrtstagen von Pilgern „überschwemmt" war. Der Gottesdienst in der Jesuitenkirche mit Amt, Predigt, Prozession mit der Reliquie, Vesper entfaltete am Hauptfeste (am 2. Sonntag im Juli) seine ganze Pracht. Zum Jahre 1763 melden die Jahresbriefe: „Wirklich wunderbar ist das Vertrauen auf den Heiligen als auf den Herrn über Unwetter und Schützer und Erhalter der Feldfrüchte. Auch heute noch (d. h. in dem Zeitalter der Aufklärung) erfährt man seine wunderbare Hilfe." Im Jahre 1764 wurden für das Fest der Übertragung und seine Oktav vom Papste Klemens XIII. reiche Ablässe bewilligt. Das Jahr 1766 meldet: Der Kult unseres Martyrers Donatus wurde vermehrt; zu seinen Gebeinen eilt unaufhörlich auch aus entlegenen Gegenden viel Volk herbei; ganze Pfarreien kommen an unter ihren Fahnen; sie bringen ihre Gelübde dar, opfern ihre Kerzen, empfangen die Sakramente, flehen um Schutz gegen Unwetter. Die Münstereifeler Jesuiten beschlossen in diesem Jahre (1766), mit Erlaubnis des Papstes eine Donatusbruderschaft zu errichten. Der Plan wurde aber einstweilen nicht verwirklicht. Vielleicht stand die von der Aufklärung diktierte, von Portugal und Frankreich ausgehende Gegnerschaft gegen den Orden, die sich auch

[5] Wenn der verdiente Münstereifler Historiker Katzfey berichtet, die geistliche Behörde habe die Vorschrift erlassen, daß an Sonn- und Feiertagen die Seelsorge zunächst für regelmäßige Haltung des Pfarrgottesdienstes Kraft und Zeit verwenden solle und daß sich seitdem die Prozessionen auf die Nachbarschaft (Wichterich, Weilerswist, Vernich) beschränkt hätten, daß nur einzelne Trupps Bauern aus der weiteren Umgebung bis vom Rheine her noch gekommen seien, so bezieht sich dies auf das 19. Jahrhundert.

im Rheinlande bemerkbar machte, selbst kleinen Unternehmungen hindernd im Wege. Erst spät nach der Auflösung des Ordens (1773) kam zu Münstereifel (1790) eine Donatusbruderschaft zustande, die aber um die Mitte des folgenden Jahrhunderts wieder einging. Im Jahre 1767 starb zu Münstereifel ganz plötzlich, als er eben aus dem Beichtstuhl aufstand, um die hl. Messe zu lesen, P. Heinrich Maybaum, ein Kind der Stadt, 52 Jahre alt. Er wird als besonderer Beförderer wie der Wallfahrten auf den Michelsberg so auch des vaterstädtischen Donatuskultes gerühmt. Zu Rom hatte er es bewirkt, daß die päpstlichen Ablässe nicht nur für den Donatustag selbst galten, sondern auf die ganze Oktav ausgedehnt wurden. Im Jahre 1695 wurde schmuck- und kunstreich, wie es in den Jahresberichten heißt, ein metallenes Donatusbild zu Augsburg für das Münstereifeler Kolleg gefertigt[6].

Als die Ueberzeugung vom Gewitter- und Brandschutz durch den hl. Donatus sich im katholischen Volke, besonders des Rheinlandes, festgesetzt hatte, wurden weithin Reliquien vom Münstereifler Kolleg begehrt. Man glaubte durch sie wirksamer den Heiligen bewegen zu können, Gottes Hilfe zu erflehen. Unsere Notizen werden mehr oder weniger zufälligen Niederschriften verdankt. In der Tat werden wohl mehr Reliquien-Partikel von Münstereifel aus in die Welt gewandert sein. Bei den Abtrennungen größerer Partikel wurden auch öfters kleine Fragmente an Privatpersonen verschenkt, ohne daß es beurkundet wurde. — Es ist naheliegend, daß zunächst Jesuitenkirchen der eigenen Provinz bedacht wurden. Im Jahre 1709 wurde zu Bonn, als ein gefährlicher Brand ausgebrochen war und alle Löschungsversuche sich als vergeblich erwiesen hatten, mit der Donatus-Reliquie aus der Jesuitenkirche über das Feuer der Segen erteilt. Sofort erstickten die Flammen. Das Tertiat der niederrheinischen Jesuitenprovinz zu Geist erhielt im Jahre 1712 eine kunstvoll gearbeitete versilberte Pektoralstatue des hl. Donatus, in die Reliquien von ihm eingeschlossen wurden. In den Grundstein zum Jesuitengymnasium zu Kösfeld wurden im Jahre 1721 Reliquien des Johannes Nepomuck (der in diesem Jahre, hauptsächlich auf Betreiben der Jesuiten hin, selig gesprochen worden war) und des hl. Donatus eingeschlossen. Im Jahre 1748 wurde das Jesuitennoviziat zu Wien und im folgenden Jahre das Kolleg zu Mons im Hennegau damit bedacht. Das Koblenzer Kolleg erhielt eine Partikel im Jahre 1665. Das Jesuitenkolleg zu Judenburg in Steiermark bat im Jahre 1764 um Reliquien, allerdings vergeblich. — Nur wenige andere Orden haben sich um Reliquien des hl. Donatus bemüht. Die Orden waren abgeschlossen gegeneinander. Mit gemischten Gefühlen schauten die alten Orden nach dem neuen nachtridentinischen Seelsorgsorden der Jesuiten, der nun so ziemlich das Seelsorgsfeld beherrschte. Die Salvatorkirche zu Münstereifel erhielt schon gleich zu Anfang (1652) eine Donatus-Partikel. Sodann bemühten sich die schlichten neidlosen Kapuziner von Arlon darum; ihr Wunsch wurde im Jahre 1738 erfüllt. Endlich erhielt im Jahre 1766 eine Benediktinerabtei bei

[6] J. Braun, S. J. (Eine Kölner Goldschmiedewerkstätte des 17. Jahrh. Stimmen aus Maria-Laach, Bd. 69, 1905, S. 524) schreibt die silberne Büste des hl. Donatus, die sich im Besitz der ehemaligen Jesuiten-, jetzt Gymnasialkirche, zu Münstereifel befindet, dem Jesuitenlaienbruder Anton Klemens, Gehilfe des Bruders Theodor Sillings, aus der Kölner Ordenswerkstätte zu.

Luxemburg ein ansehnliches Stück der Reliquie. Wie stets, so wurde auch diesem Teil eine feierliche Authentik mitgegeben. Die abgetrennte Reliquie wurde nun acht Tage hindurch in der Luxemburger Pfarrkirche St. Nikolaus ausgestellt und dann in großer Prozession nach der Abtei übertragen. An jedem Tage der Festoktav läuteten alle Glocken der Stadt und die Böller erdröhnten von den Mauern; täglich war festliches Amt mit Predigt, bei der sich die verschiedenen Orden abwechselten. Zwanzig Pfarreien des Landes wurden von ihren Pfarrern in Prozession herbeigeführt und wählten dann Donatus zum Patron. Am Oktavtage feierte ein Abt das Pontifikalamt. An der höchst festlichen Uebertragungsprozession nahm alles Volk teil, das Gymnasium mit seinen Fahnen, zwei Sodalitäten, fünf religiöse Orden und der ganze übrige Klerus. An gewissen Altären in den Straßen wurde mit der Reliquie der Segen erteilt. Die Glocken erklangen, und von den Wällen und aus dem Abteigarten erdröhnten die Böller. — Zuweilen wurden auch hochstehende Personen mit einer Partikel bedacht. Schon gleich im Jahre der Uebertragung der Reliquie (1652) wurde ein Stück derselben dem zuständigen Bischofe, dem Kurfürsten Max Heinrich von Köln, zum Geschenk gemacht. Im Jahre 1714 erhielt sodann ein vornehmer Freund der Jesuiten zu Wien ein Stücklein. Der Kurfürst Friedrich August von Sachsen wurde im Jahre 1719 mit einer Partikel bedacht. Er hatte durch seinen Beichtvater P. Anton Kögler darum bitten lassen. Im Jahre 1738 kam die Gräfin-Witwe von Blankenheim-Manderscheid, eine geborene von Königsegg, mit ihren drei Töchtern nach Münstereifel, um den hl. Donatus zu verehren; ein bedeutendes Stück der Reliquie wurde ihr vom P. Rektor verehrt. Im Jahre 1745 erhielt eine Gräfin von Vehlen ein ähnliches Geschenk, im Jahre 1749 Kurfürst Franz Georg von Schönborn für sein Schloß in Trier, im Jahre 1764 zwei österreichische Erzherzöge, im Jahre 1766 der Fürst Salm-Hochstraden, im Jahre 1770 der Fürst von Sulzbach. — Kaum je ist von Pfarreien die Rede. So erhielt im Jahre 1719 der Pfarrer von Bezau in der Grafschaft Bregenz eine Partikel. Seit zwei Jahren hatte er ein kostbares Gemälde des Heiligen auf dem Hauptaltare seiner Kirche ausgestellt; seine Gemeinde sei daraufhin von Unwetter verschont geblieben. Ferner erhielt eine Donatuskapelle zu Linz am Rhein im Jahre 1739 von Münstereifel eine Partikel der Reliquie ihres Patrons. — Im Jahre 1764 wird gemeldet, daß der Donatuskult nicht nur in der Nähe in hoher Blüte stehe, sondern daß er bis Oesterreich und Steiermark sich ausgebreitet habe. Schon zu Ende des 17. Jahrhunderts hören wir, daß er über die Alpen nach Italien vorgedrungen sei. — Nach der Aufhebung des Jesuitenordens (1773) wurde mit der Verteilung der Gebeine fortgefahren. So ist in der Kirche von Udenbreth eine Partikel vorhanden, ferner in der von Effern. Für Mayschoß wurde im Jahre 1782 die Echtheit der Donatusreliquie beurkundet. Die Pfarrei Euskirchen erhielt 1783 ihren Anteil, die Pfarrei Neuerburg 1792, 1818 der Freiherr von Wenge, 1845 die Pfarrei Basem, 1860 die Pfarrei Kuchenheim. — Manche Abtrennung mag uns entgangen sein. Jedenfalls können die Gebeine in Münstereifel nur mehr sehr reduziert vorhanden sein.

Wir haben schon gehört, daß zu Bonn 1709 mit der Reliquie der Brand-Segen erteilt wurde. Aehnlich war in Münstereifel im Jahre 1764 ein gefährlicher Brand ausgebrochen. Drei Häuser lagen bereits in Asche.

Schon leckten die Flammen am Gymnasium. Da nahm der Rektor des Kollegs die Donatusreliquie und erteilte mit derselben, während alle Jesuiten auf den Knien lagen, dreimal über das Feuer den Segen. Sofort drehte sich der Wind, und Kirche, Kolleg und Gymnasium waren gerettet. Schon im Jahre 1700 war zu Münstereifel bei einem Scheunenbrande die Reliquie vom Pater Rektor in derselben Weise benutzt worden. Ähnlich wird es überall geschehen sein, wo sich Donatus-Reliquien befanden.

Nur verhältnismäßig wenige Auserlesene konnten natürlich Reliquien erhalten. Man wußte sich zu helfen, indem man Donatusbilder an die Gebeine anrührte und verschickte. Dies war nun keine besondere Eigentümlichkeit der Donatus-Reliquie. Auch sonst schrieb man „angerührten" Bildern eine besondere Kraft zu, z. B. Bildern, angerührt an die Handschrift oder an die Sutane des hl. Ignatius in der Jesuitenkirche zu Köln oder an den Rosenkranz des hl. Franz Xaver daselbst. Schon im Jahre 1665 meldet das Jesuitenkolleg zu Koblenz: Viele haben durch Bilder des Martyrers Donatus Schutz gegen Unwetter, Blitz und Donner erfahren. Im Jahre 1682 heißt es bei Münstereifel: Die Verehrung des hl. Donatus wuchs; angerührte Bilder und Zettel wurden auch nach weitentlegenen Orten erbeten. Der Pfalz-Neuburger Kurfürst (der Landesherr) spendete zur Versendung derselben 25 Reichstaler. Donatusbilder mit lateinischem und mit italienischem Texte wurden im Jahre 1683 von Münstereifel aus in Italien verbreitet. Im Jahre 1707 wurden angerührte Bilder in Münstereifel angefordert u. a. von Lüttich, Hildesheim, Paderborn, Rom. Man glaubte, „Häuser, in denen diese Bilder vertrauensvoll aufgehängt werden, sind gegen Feuer gefeit". Im Jahre 1708 wurden viele angerührte Bilder weithin verschickt, ebenso Zettel, die in verschiedenen Sprachen bedruckt waren. Aehnlich lauten die Berichte fast alljährlich bis zum Untergang des Ordens. — Im Jahre 1710 erfahren wir, daß angerührte Donatusbilder von Münstereifel bis nach Linz an der Donau verschickt wurden, wo ein Jesuit den Donatuskult eingeführt und eine Erzstatue des Heiligen hatte gießen lassen. Die Jülich-Bergische Mission arbeitete im Jahre 1717 u. a. in der Nähe von Düren. Der Turm einer Annakirche war durch Blitz zerstört und wieder aufgebaut worden. Die Jesuiten hefteten nun an denselben und an das Dach des Schiffes viele angerührte Donatusbilder an. Bei späteren Gewittern, Blitz- und Brandgefahr blieb die Kirche unversehrt. Im Jahre 1719 wurden solche wundertätige Donatusbilder und -Zettel bis nach Temesvar in Banat hin vom Münstereifler Kolleg versandt. Zu Stambach im Jülicher Lande hatte ein Mann bei schweren und häufigen Gewittern den Schutz des hl. Donatus durch angerührte Bilder erfahren. Zum Dank erbaute er (1736) dem Heiligen eine Kapelle. Zusammenfassend melden die Literae annuae aus Münstereifel im Jahre 1766, also in der Zeit, da die Aufklärung im Rheinlande ihren Einzug hielt: „Kaum vergeht ein Jahr ohne daß irgendwo die vertrauensvolle Anrufung des Heiligen durch ein neues Wunder verherrlicht wird. Es ist auffallend, in welch großer Zahl Zettel und Bilder angefordert werden, die durch die Anrührung an seine Gebeine geheiligt sind. Durch ganz Europa werden sie verbreitet und wirken Erstaunliches."

Eine kleine Rolle spielte das Donatuswasser. Es erhielt seine übernatürliche Kraft durch das Eintauchen von einer Donatusreliquie in dasselbe oder

wenigstens eines angerührten Bildes. Aehnlich waren im Jesuitenorden Ignatiuswasser, Xaveriuswasser, Aloysiuswasser im Gebrauch. In der Eifelmission wurde auf dem Kursus des Jahres 1736 Donatuswasser geweiht. Ein Bauer zu Weilerwist begoß damit seinen Garten, damit er von Raupen freibleibe. Ganz selten taucht es sonst noch hier und da auf.

Alt ist der Glaube, daß der Schall der geweihten Glocken das Gewölk zerteilt und das Gewitter bricht. Diese Wirkung wurde natürlich verstärkt, wenn die Glocke auf den Namen des Wetterpatrons Donatus getauft wurde. So finden wir im Rheinlande viele Glocken von Pfarr- und Filialkirchen, die — besonders im 18. Jahrhundert — auf Donatus getauft wurden. Die Bauperiode der Jesuiten war vorüber. Daher begegnen uns aus ihren Kirchen nur zwei Beispiele: Der Dachreiter der zu Münstereifel im Jahre 1670 eingeweihten Jesuitenkirche trägt ein Donatusglöcklein, das heute noch bei Gewittern geläutet wird. Sodann wurde im Jahre 1752 zu Aachen eine Glocke auf den hl. Franz Xaver (auch Wetterpatron) und den hl. Donatus getauft. (Dieselbe Zusammenstellung [Xaverius und Donatus] findet sich auf einer Glocke zu Mehren in der Eifel.) Bei einer Untersuchung aller Glocken der rheinisch-westfälischen Jesuitenkirchen würde uns aber sicherlich der Name Donatus noch öfter begegnen.

Eine auffallende Notiz treffen wir in den Literae annuae 1735 an: Donatus wird als der berühmte Wetterpatron hervorgehoben. Seine Heiligtümer (d. h. seine Gebeine und wohl auch die angerührten Bilder sind gemeint) „oder der Schall von zu seiner Ehre geweihten Glöckchen“ (compulsata ejus in honorem benedicta campanula) vertreiben Wolken, Blitz und Donner. Wie angerührte Bilder so wurden auch angerührte oder von Priestern gesegnete Schellen verschickt. Heute noch kommt es in einigen Gegenden, z. B. bei Bonn, vor, daß während des Gewitters ein altes Mütterlein mit der Donatusschelle läutend durchs Haus geht.

Auch Zeitgenossen schon erkannten, daß in der Donatusverehrung, wie wir sie beschrieben haben, eine Gefahr zum Aberglauben liegt. Gerade ein Jesuit, der tüchtige Trierer Domprediger P. Hunolt, warnte[7] zur Zeit, da der Donatuskult auf seinem Höhepunkt stand (1741), in einer Predigt auf der Domkanzel vor abergläubischem Mißbrauch. Auch von seinem Orden begünstigte Gebräuche schonte er nicht. Er sprach u. a. gegen den Mißbrauch von Reliquien, die viele bei sich tragen, gegen Agnus Dei, Teufelsgeißeln, gegen andere gesegnete Sachen gegen Hexerei, gegen „Brieflein des hl. Donatus gegen Blitz“, gegen Bilder des hl. Ignatius gegen Gespenster usw.

Die Donatusverehrung verbreitete sich im Rheinlande schnell und stark. In der Erzdiözese Trier war ein Umstand der Verbreitung der Donatus-Verehrung außerordentlich günstig. Etwa seit dem Jahre 1680 ging die Trierer kirchliche Behörde scharf gegen die alten tiefeingewurzelten Hagelfeiertage (festa tonitrualia) vor. Es geschah dies in allgemeinen Verordnungen, besonders aber von Fall zu Fall bei den erzbischöflichen und archidiakonalen Visitationen. Immer wieder begegnet uns in den Visitationsprotokollen dieser Kampf. Die Hagelfeiertage wurden als abergläubisch dargestellt, woran bisher niemand gedacht hatte. Der Grund der Bekämpfung

[7] Fr. Hunolt, Christliche Sittenlehr... Köln 1741, II S. 289.